LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

MATTHISSONS LYRIK.

Teil I. Kapitel I.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

GENEHMIGT

VON DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT

ZU BERLIN.

VON

GOTTFRIED BÖLSING.

Tag der Promotion: 25. Februar 1911.

833M43
DBGB

Referenten:

Professor Dr. Erich Schmidt.
Professor Dr. Gustav Roethe.

Mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät kommt hier nur das I. Kapitel des I. Teils der Arbeit zum Abdruck. Das Ganze wird als Band CXI der von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt herausgegebenen 'Palästra' erscheinen.

Göttingen.
Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei
(W. Fr. Kaestner).

Berlin.
Mayer & Müller.
1911.

Meiner Mutter.

Einleitung.

Friedrich Matthisson, der an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts einer der berühmtesten Lyriker Deutschlands war, ist von der literarischen Forschung bisher wenig beachtet worden. Obwohl nunmehr 80 Jahre seit seinem Tode verflossen sind, besitzen wir weder eine sorgfältige Beschreibung seines Lebens noch eine Gesamtausgabe seiner Gedichte. Allerdings hat uns der Dichter selbst seinen Entwicklungsgang in einer Autobiographie dargestellt, doch gibt diese gerade über die wichtigsten Perioden seines Lebens, die für die Lyrik am meisten in Betracht kommen, nur ungenügenden Aufschluß. Sie ist neben den Briefen und den „Erinnerungen“ die Grundlage für die Biographie von Heinrich Döring geworden, die in Zürich als Supplementband der Ausgabe letzter Hand 1833 erschien. Da sie aber jeder sachlichen Kritik entbehrt und meist nur in einem Wiederabdruck von Matthissons eigenen Worten besteht, so ist sie ohne jeden wissenschaftlichen Wert und kann höchstens als Quellensammlung eine untergeordnete Bedeutung beanspruchen. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts veröffentlichte dann Wilhelm Hosäus an der Hand des ihm zur Verfügung stehenden Nachlasses eine Reihe von Aufsätzen, die auch heute noch von Wichtigkeit sind, da sie Briefe aus der Korrespondenz zwischen dem Dichter und der Fürstin Luise von Anhalt-Dessau enthalten, die nur ihm zugänglich waren.

An die wissenschaftliche Untersuchung von Matthissons Dichtungen ging man erst in den beiden letzten Decennien. Nachdem R. Weiß im Schulprogramm von Komotau 1895 die Lieder der Züricher Sammlung von 1797 betrachtet hatte, beschäftigte sich Ludwig Boschulte in seiner allzu kurzen und das Thema nicht erschöpfenden Dissertation: „Zur Charakteristik der Poesie Matthissons, insbesondere über ihr Verhältnis zur Poesie Höltys und Klopstocks“, Jena 1899, mit der gesamten Lyrik des Dichters. Dieser Arbeit ließ der Verfasser bereits im nächsten Jahre eine zweite folgen: „Friedrich Matthisson, seine Anhänger und Nachahmer (Salis u. Fr. Brun)“, Elberfelder Programm 1900, in der er die Abhängigkeit der beiden von Matthisson bewies und vor allem gegen die von Adolf Frey in seiner Biographie des Freiherrn Johann Gaudenz von Salis-Seewis (Frauenfeld 1889) aufgestellte Behauptung, daß in dem Verhältnis der beiden Freunde zu einander Matthisson im wesentlichen der nehmende, Salis hingegen der gebende Teil gewesen sei, mit Recht Einspruch erhob. Im gleichen Jahre veröffentlichte Karl Helm in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern“ (Jahrgang X, 1900) „Ein Tagebuch aus Matthissons Jugend“, das vom 13. Januar bis zum 10. April 1777 reicht und in dem namentlich, wie schon der Herausgeber betont, die Einflüsse von Lavaters „Geheimem Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst“ und von Millers „Siegwart“ deutlich zutage treten.

Erst im November 1910 ging mir die Berner Dissertation von Hans Limbach zu: „Friedr. v. Matthisson's Lyrik. Ihre Vorbilder, ihre Nachwirkungen und ihre poetische Bedeutung. Nebst einer Einleitung über Schillers Beziehungen zu Matthisson“, die ich nur in einigen Anmerkungen berücksichtigen konnte, da meine Arbeit bereits im Februar 1910 der philosophischen Fakultät an der Berliner Universität zur Beurteilung vorlag und im wesentlichen damals abgeschlossen war. Der Verfasser, der allein auf die in der Ausgabe letzter Hand enthal-

tenen Gedichte eingeht, also die Jugendlyrik entweder gar nicht beachtet oder sie nur in der überarbeiteten Form der letzten Sammlung heranzieht, wendet nach einer Einleitung, in der er die Beziehungen zu Schiller und Goethe richtig darstellt, sein Hauptinteresse der oft geistvoll behandelten Frage zu, ob Matthissons Poesie an und für sich berechtigt sei und ob sie sich mit einer allgemeinen Theorie der Künste unter Einschluß der Musik vereinigen lasse. Er gelangt zu einer völlig negativen Antwort und geht hierin zweifelsohne zu weit; er wird Matthissons Bedeutung für die Lyrik seiner Zeit namentlich in Hinsicht der Form und der Sprache nicht gerecht, da er in seiner auch von gelegentlichen Versehen nicht freien Untersuchung alle historischen Momente ausschaltet und einseitig den Maßstab anlegt, mit dem wir heute lyrische Schöpfungen zu messen gewohnt sind.

In der vorliegenden Arbeit ist es mir durch das Entgegenkommen der Anhaltischen Staatsregierung vergönnt gewesen, den gesamten Nachlaß des Dichters, der im Anhaltischen Staatsarchiv in Zerbst ruht, zu verwerten, wofür ich hiermit meinen verbindlichsten Dank ausspreche, vor allem auch dem Herrn Archivrat Wäschke, der mich durch seine tatkräftige Unterstützung wesentlich förderte. Ferner liegt es mir ob, an dieser Stelle der Frau Geheimen Kommerzienrat Schoch in Hildesheim noch einmal herzlichst dafür zu danken, daß sie mir die in ihrem Besitz befindlichen Tagebücher Matthissons zur Benutzung überließ.

Verzeichnis der Abkürzungen.

Für die rechtmäßigen Ausgaben der Gedichte, die zu des Dichters Lebzeiten herauskamen und die in dem Vorwort meiner im „Stuttgarter Litterarischen Verein“ demnächst erscheinenden Gesamtausgabe einzeln besprochen werden, sind folgende Zeichen verwandt worden:

B Breslau 1781.
D Dessau 1783.
M Mannheim 1787.
Z_1 Zürich 1791.
Z_2 Zürich 1792.
Z_3 Zürich 1794.
Z_4 Zürich 1797.
Z_{4N} Der 1799 erschienene Nachtrag zu Z_4.
Z_5 Zürich 1802.
Z_6 Zürich 1803.
Z_7 Zürich 1808.
Z_8 Zürich 1809.
T Tübingen 1811. (2 Bände).
Z_9 Zürich 1815.
Z_{10} Zürich 1821.
Z_{11} Zürich 1825.
Z_{12} Zürich 1831.

Ferner kommen folgende Abkürzungen in Betracht:
„Schriften“: Friedrich von Matthissons Schriften. 8 Bände. Zürich 1825—29. (Ausgabe letzter Hand.)

„Erinnerungen“: Friedrich von Matthissons Erinnerungen. 5 Bände. Zürich 1810—1816.

„Briefe“: Friedrich Matthissons Briefe. 2 Bände. Zürich 1795. (Ich zitiere stets nach dieser Ausgabe, da in der zweiten, verkürzten Auflage von 1802 wichtige Briefe aus der Jugend fortgelassen sind.)

„Nachlaß“: Friedrich von Matthissons Literarischer Nachlaß nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde“ herausgegeben von seinem Schwager F. R. Schoch. 4 Bände. Berlin 1832. (Die Briefe sind sämtlich überarbeitet; die Originale sind, soweit noch im Zerbster Archive vorhanden, stets herangezogen.)

„Selbstbiographie“: Die im „Nachlaß“ Band 1, S. 237 bis 323 enthaltene Selbstbiographie Matthissons. Ich zitiere hiernach, da die in den „Zeitgenossen“, Leipzig 1816, Band 1, Heft 4, S. 5—86 erschienene erste Fassung weniger leicht zugänglich ist.

„Tagebuch“: Das von Hosäus in der Beilage zur „Allgemeinen (Augsburger) Zeitung“ 1876, No. 246 beschriebene, von 1777—1800 reichende und im Besitz der Frau Geheimen Kommerzienrat Schoch befindliche Tagebuch, das für die Darstellung von Matthissons Leben bis 1794 grundlegend ist und bisher nur von Hosäus in den „Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde“, Band V, S. 348 ff. (Dessau 1890) im Auszug gedruckt wurde.

Eine ausführliche Bibliographie folgt am Schluß.

Die eingeklammerten Zahlen hinter den Gedichten geben die Nummer in meiner Gesamtausgabe an.

Teil I.

Friedrich Matthissons Leben nebst einer Würdigung seiner Lyrik.

Kapitel I.

Die Jugend bis zum Eintritt in die Schweiz.

Im Jahre 1781 trat zu Breslau ein dünnes Bändchen Gedichte an das Licht der Öffentlichkeit, ohne jedoch in weiteren Kreisen Beachtung zu finden. Es waren die lyrischen Erstlinge eines jungen Theologen, der gerade in Halle seine Studien beendigt hatte und dem es durch die Vermittlung eines wohlhabenden Gönners gelungen war, diese noch in den letzten Jahren der Schulzeit entstandenen poetischen Versuche zum Drucke zu befördern. Friedrich Matthisson hatte schon früh eine tiefe Neigung zur Dichtkunst gefaßt und sich auch bald in eigenen Poesien versucht, aufgemuntert durch die wohlwollende Kritik und die Beachtung, die den Liedern von seinen Lehrern zuteil wurde.

Geboren am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg als Sohn eines Pastors, der schon einen Monat vor der Geburt des Kindes das Zeitliche gesegnet hatte, wuchs er unter der Obhut einer zärtlichen Mutter und an der Seite einer um ein Jahr älteren Schwester in ziemlich dürftigen Verhältnissen auf. Die Familie hatte das stattliche Pfarrhaus räumen und sich mit dem engen

Witwenhause begnügen müssen, wo sich Sorge und Not oft einstellte. Aber trotz aller Entbehrungen hat der Knabe doch eine heitere Kindheit im Kreise seiner Angehörigen verlebt, an die er sich stets gern erinnerte. Hier haben sich die frohen, von dem sonnigen Schimmer der Jugend verklärten Szenen abgespielt, die er uns später in den „Kinderjahren“ und vielen anderen Gedichten vorführt. Im Einklang mit der sentimentalen Richtung seiner Zeit wurde er bis ins reifere Alter nie müde, wehmütig der hier genossenen, unschuldigen Freuden der Kindheit zu gedenken, diese ersten von unbewußtem Glück erfüllten Jahre als die Zeit zu verherrlichen, in der uns allein Seelenruhe und innere Zufriedenheit beschieden sind und nach der wir uns stets in den Stürmen des Lebens zurücksehnen. Neun Jahre hatte er so im Schoße der Familie zugebracht, als ein Onkel väterlicherseits, Diakonus zu Großen-Salza, die weitere Erziehung des Knaben übernahm. Dieser Oheim war ein redlicher und gelehrter, aber kränklicher Mann, der sich oft melancholischen Stimmungen überließ. In seiner tiefen Gläubigkeit hatte er sich dem Pietismus angeschlossen und stand in engen Beziehungen zu der Herrnhutischen Gemeinde in Gnadau. In diesen religiösen Anschauungen erzog er nun auch seinen Neffen während der kurzen Zeit, die er ihm noch widmen konnte, und es ist nicht zu verkennen, daß die pietistischen Einflüsse, die hier den Knaben erfaßten, von langer Nachwirkung gewesen sind. Wäre nicht damals der Grund zu dieser aus dem innersten Herzen hervorquellenden Religiosität gelegt worden, so hätte er nie die enge Fühlung zu Frau Rowe, zu Young und anderen englischen Dichtern gewonnen, die dem Deismus und der Aufklärung feindlich gegenüber standen, so wäre er nie Klopstock in seiner Weltanschauung so nahe getreten, dann hätte auch nimmer das sich in überirdischen Phantasien und in seraphischer Entzückung verlierende, der Welt und allem Irdischen abgewandte Element seiner Poesie in so hohem Grade die

Überhand gewonnen, wie dies in der Lyrik des Jünglings der Fall war. Zu dem ernsten und trüben Wesen des dem Grabe entgegen siechenden Onkels bildete das heitere, sonnige Temperament einer erst neunzehnjährigen Tante ein Gegengewicht, die als Schwester dem Unverheirateten die Wirtschaft führte. Sie suchte dem Knaben die Mutter so liebreich zu ersetzen, daß der kleine Friedrich bald mit höchster Dankbarkeit an ihr hing. Sie war ein der Durchschnittsbildung ihrer Zeit vorausgeeiltes Mädchen, das der Literatur das größte Interesse entgegenbrachte und eine ausgewählte Bibliothek besaß. Den Knaben suchte sie zum Lesen anzuregen; sie ließ ihn mehrere von Gellerts Erzählungen und Geßners Idyllen auswendig lernen und strebte danach, ihn mit dem Besten der Literatur, seiner Fassungskraft entsprechend, vertraut zu machen. Aber auch durch den Onkel empfing er literarische Anregungen; denn dieser wackere Geistliche besaß nicht nur ein weitgehendes Verständnis für Poesie, sondern unterhielt auch Beziehungen zu mehreren Dichtern der Zeit wie von Köpken, Patzke und Sturm. Oft versammelten sich diese in seinem Hause und besprachen das Neueste auf dem Gebiete der schönen Literatur. Dann lauschte der Knabe, in einem Winkel versteckt, mit der schärfsten Aufmerksamkeit den Reden der Erwachsenen, und sein ganzes Leben lang hat er nicht den tiefen Eindruck vergessen, den einst eine Ramlersche Ode auf ihn machte. Doch nicht lange sollte er in dieser Umgebung weilen; bereits 1771 erlag der Oheim der Schwindsucht und ließ den zum zweiten Male vaterlos gewordenen Knaben ohne Schutz zurück. Nunmehr trat der Großvater, Pastor zu Krakau bei Magdeburg, an die Stelle des Verstorbenen und nahm, obwohl er schon in hohem Alter stand, die Tochter und den Enkel zu sich. Mit dem größten Eifer widmete sich der Greis seiner Erziehung und gab ihm, namentlich in den alten Sprachen, vorzüglichen Unterricht. Mit der Tante wurde wie bisher gelesen und Literatur getrieben; sie führte ihn jetzt

in den „Messias“ ein und suchte sein Verständnis für dieses Gedicht zu wecken. Aber in dieser Lektüre wurden sie jäh unterbrochen; denn der Tod, der erst kurz vorher den Onkel dahingerafft hatte, klopfte wieder an: in wenigen Tagen erlag das blühende Mädchen einem Nervenfieber. Der Knabe wurde von diesem furchtbaren Verlust ins innerste Herz getroffen; er konnte den schrecklichen Gedanken nicht fassen, daß er das geliebte Wesen nie wieder sehen sollte. In seiner Verzweiflung richtete es ihn nur auf, wenn er die Gesänge aus dem „Messias“, die er noch kurz vor dem Tode mit ihr gelesen hatte, immer wieder in Gedanken an sie durchlas, und sein kräftigster Trost waren, wie er selbst berichtet, „der Engländerin Rowe Sendschreiben von Verstorbenen an Lebende, weil sie den Glauben in ihm befestigten und stärkten, daß es den Geistern der Abgeschiedenen vergönnt sei, die Pfade der Hinterbliebenen segnend und mitwissend bis zur Wiedervereinigung zu umschweben“ [1]). Durch den Tod der Tochter war nun auch der Großvater so erschüttert worden, daß er sie nur wenige Wochen überlebte; im Herbst 1773 stand der jetzt zwölfjährige Knabe zum drittenmal verwaist da. Es kann uns nicht wundernehmen, daß diese kurz aufeinander folgenden Todesfälle seiner nächsten Angehörigen ihn weit über seine Jahre hinaus ernst und religiösen Betrachtungen zugänglich machten, wobei auch der Umstand nicht zu übersehen ist, daß er in den letzten Jahren fast ausschließlich mit Erwachsenen zusammengewesen war, was ebenfalls eine Frühreife in dem Knaben hervorgerufen hatte.

Vor seinem Ableben noch hatte der Großvater für die Zukunft des seinem Schutze Anvertrauten gesorgt: er hatte von dem befreundeten Abte Frommann der Schule zu Kloster Berge das Versprechen erhalten, den

---

1) Selbstbiographie S. 247.

Enkel als Freischüler in diese Anstalt aufzunehmen. So siedelte denn der junge Matthisson in das durch Wielands Schulzeit berühmte Pädagogium über, wo er sich jedoch nur langsam einzuleben vermochte, da ihn das rohe Betragen vieler Kameraden abstieß. Von den Lehrern trat ihm Friedrich Schmit sehr nahe, der den Unterricht im Englischen und Italienischen erteilte und in den Knaben den Keim zu der das ganze Leben hindurch bewahrten Vorliebe für die Literaturen dieser beiden Länder legte. Schmit dichtete selbst und hatte sich durch seine in erster Linie von Petrarca beeinflußten Lieder an „Stella“, die in den Musenalmanachen der siebziger Jahre erschienen waren, auch in weiteren Kreisen einen namhaften Ruf erworben. Mit liebevollem Verständnis führte er seinen Schüler in die Poesie der von ihm verehrten Dichter ein, und als er in dem Knaben selbst ein dichterisches Talent sich regen sah, unterstützte er die ersten zaghaften Versuche und förderte sie durch eine eingehende Kritik. Auch auf dem Gebiete der Übersetzung betätigte sich der Jüngling sehr früh; wir hören von metrischen Übertragungen aus Horaz und Anakreon, von denen die Schule einiges sogar des Druckes würdigte [1]). Leider sollte er des anregenden Umganges mit Friedrich Schmit bald verlustig gehen; denn schon 1774 verließ dieser die Anstalt. In der frühen Trennung haben wir wohl den Grund zu sehen, daß Schmits vor allem durch die italienische Literatur bestimmte Poesie nur in geringem Umfange auf Matthissons Jugendlyrik eingewirkt hat. Seine namentlich in metrischer und sprachlicher Hinsicht noch

1) In Bornhecks Klosterbergischen Vorlesungen, die ich leider nicht erhalten konnte. In einem Briefe Perschkes an Matthisson vom März 1778 aus Kloster Berge finden wir hierüber: „Hrn Bornhek's klosterbergische Vorlesungen sind schon hier. Da stehn 2 ihrer Liederübersetzungen drin cum Elogio: ‚welche einer meiner bisherigen Zuhörer, Herr Matthisson, der nicht ohne Talent zur Dichtkunst ist, und dem ich das Lob eines fleißigen Schülers nicht versagen kan, verfertigt hat'“.

unvollkommenen Gedichte, die 1779 in Nürnberg gesammelt erschienen, wurden durch die Lieder der Göttinger, zu denen Matthisson bald viel nähere Fühlung gewinnen sollte, bei weitem in den Schatten gestellt, und so verschwand sein Einfluß hinter dem ihrigen. An Schmits Stelle trat Gottlieb Perschke, der den Verlust dieses Lehrers in mehr als einer Beziehung völlig zu ersetzen wußte und für die fernere geistige Entwicklung Matthissons die höchste Bedeutung gewann. Er kam, erfüllt mit den neuen Ideen der Zeit, aus Göttingen, wo er den Dichtern des Hains nahegestanden, vor allem sich des täglichen Umgangs mit Hölty [1]) erfreut hatte. Angezogen von Matthissons sanftem, freundlichem Wesen faßte er bald eine große Vorliebe für seinen Schüler, dem er nicht nur ein tüchtiger Lehrer, sondern auch ein bewährter Freund wurde und sowohl während der letzten Schuljahre wie nach dem Verlassen der Anstalt die Treue hielt [2]). Er erzählte dem Jüngling vom Leben der Dichter des „Bundes“, von ihren Bestrebungen für die deutsche Literatur, ihrer Begeisterung für Gott, Freiheit und Vaterland, ihrer Verehrung für Klopstock und wußte das Herz seines Schülers mit so flammender Begeisterung zu erfüllen, daß dieser sich völlig auf ihre Fahne einschwor. Perschke ist es auch gewesen, der den jungen Poeten auf den ihm befreundeten Hölty als würdigstes Vorbild verwies, auf diesen liebenswerten, durch den

1) Perschke wird in einem Briefe Höltys an Voß vom 8. Mai 1775 als Schuldner erwähnt. (Halm, S. 245).

2) Von Perschke sind noch 17 zum Teil sehr umfangreiche Briefe an Matthisson und einer an Rosenfeld erhalten, die im Zerbster Archiv aufbewahrt werden. Sie reichen vom März 1778 bis zum April 1780 und gewähren uns einen schätzbaren Einblick in Matthissons Verhältnisse während der Studienjahre, über die wir sonst nur sehr dürftig unterrichtet sind. Allerdings steht im Vordergrund des Interesses die Freimaurerei, für die Matthisson und Rosenfeld durch Perschkes Enthusiasmus gewonnen waren; doch nehmen auch literarische Erörterungen, Ratschläge über zu hörende Kollegia und Druckangelegenheiten einen breiten Raum ein.

Hang zur Melancholie Matthisson nahestehenden Sänger, der durch seine Leiden und den frühen Tod dem Jüngling um so verehrungswürdiger erschien [1]).

Inzwischen hatte sich aber der in der Anstalt herrschende Geist verändert. Der mächtige Aufschwung des deutschen Geisteswesens hatte nicht verfehlt, auch in den Köpfen der Schüler zündend zu wirken. „Werther", „Siegwart" und „Sophiens Reise" wurden verschlungen und riefen in Leben und Treiben der jungen Leute eine völlige Umwandlung hervor. Aus den Musenalmanachen wurden poetische Anthologien und Sammlungen der einzelnen Dichter angelegt, und bei allen war plötzlich das größte Interesse für literarische Fragen erwacht. Im Zusammenhang hiermit gewann die englische Literatur erhöhte Bedeutung, da sie ja neben Klopstock am meisten auf Hölty und Miller, Bürger und Stolberg eingewirkt hatte. Vor allem widmete sich ihr Matthisson mit be-

---

1) Als Matthisson die Absicht hatte, aus dem Englischen zu übersetzen, ermahnte ihn Perschke in einem Briefe vom 20. November 1778: „. . . seyn Sie, so viel als möglich, correkt und klassisch im Ausdruk. Nehmen Sie da Hölty'n zum Muster". Nach dem plötzlichen Tode eines gemeinsamen Freundes bat er ihn um eine Elegie auf den Verschiedenen: „Sie müste aber ganz individuell seyn — im Hölty'schen Tone". (Brief vom 25. November 1779). Auch für Hölty den Menschen besaß Perschke die höchste Verehrung, wie sich vor allem aus folgender Briefstelle zeigt, die hier Platz finden möge, um zugleich als eine Probe für den abrupten, sich überstürzenden, unter dem Einfluß des „Sturms und Drangs" stehenden Stil des Schreibers zu dienen: „Aber ein Gebet von Herder beim Grabmal der sel. Gräfin v. Schaumb. Lippe, das schikt ich Dir gern, liebster Matthisson: aber Zeit des Abschreibens izt? — Andermal! Schik mir erst was. — Das Gebet — ist Gebet eines Mannes Gottes — ist gewaltig — nicht wie die der Schriftgelehrten — da wehn recht Ewigkeitsschauer — da tönt recht „Auferstehungsherrlichkeit „alles im höhern Chor! Oh! So must Du auch beten lernen, trauter Matthisson, wenn Du ein Geistlicher — um Gottes willen kein hoherpriesterlicher — blos Kragen und Mantellappen — werd' was Du werden kanst — ein Johannes, ein herzliebevoller gegen Gott und Menschen, von dem unser Hölty ein wahrer Halbbruder war, ...". (Brief vom 11. Januar 1779).

sonderem Eifer. Unter Perschkes Leitung drang er in die vom trüben Abglanze einstiger Heldengröße erfüllte Welt des Macphersonschen Ossian ein; Addisons Spectator wurde studiert; in Pope, Young, Thomson, Goldsmith versenkte er sich und ließ die elegischen Dichtungen Thomas Grays ihren vollen melancholischen Zauber auf sich ausüben. Dieser Engländer, von dem auch Hölty abhängig ist, zog ihn mehr und mehr in seine Kreise, was sich verfolgen läßt bis in die letzten Jahre von Matthissons Schaffen. Seine „Elegy written in a country-churchyard“ hatte selbst in Gotters schwerfälligen Alexandrinern einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er durch sie nicht zum mindesten zur Vertiefung in die englische Literatur angeregt wurde.

Aus dieser Zeit hat uns ein günstiger Zufall ein Tagebuch des jungen Poeten erhalten, das außerordentlich charakteristisch nicht nur für seine eigene Gemütsverfassung, sondern ganz allgemein für das Leben und Treiben innerhalb der Anstalt ist[1]). Schon der Herausgeber hat mit Recht darauf hingewiesen, daß vor allem Lavaters „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst“, dessen Einfluß auf seine gesamte Entwicklung Matthisson selbst in der Autobiographie (Nachlaß Bd. 1 S. 250) betont, vorbildlich für die Anlage und Führung gewesen ist. Diese Bekenntnisse lassen uns einen tiefen Blick in die Zweifel und Kämpfe des Jünglings tun, der sich unausgesetzt abmüht, dem vorschwebenden Ideale eines untadelhaften Wandels nahe zu kommen, der sich im Verein mit gleichgesinnten Kameraden, „fern von ungesitteten und rohen Scherzen“, über die akademische Preisfrage den Kopf zerbricht, „ob eine keusche Liebe auf Schulen zu billigen sei“, und uns natürlich als Ergebnis mitteilt: „. . wir alle kamen darin über-

1) Dieses Tagebuch, das vom 13. Januar bis zum 10. April 1777 reicht, ist von Karl Helm in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern“, Jahrgang X, Seite 81—114 herausgegeben worden.

ein; ich weis kein besseres Beispiel, daß die Liebe ihren Nuzzen habe, als mich selbst; seit diese heilige, diese reine Liebe, in meinem Herzen wohnt, sind alles Laster, alles Rohe meiner Seele ein Abscheu; auf nichts denke ich als des geliebten Gegenstandes würdig zu werden“ [1]). Gott und Tugend, Verderbnis und Sünde sind die immer wiederkehrenden Schlagwörter dieser Herzensergüsse, in die wohl gelegentlich auch eigene und fremde Verse eingestreut werden. Es fehlt alles Frische, Naive; die Jugend kommt nicht zu ihrem Recht bei der ständigen Selbstbeobachtung, der übertriebenen Einengung des Gewissens. Jede noch so harmlose Fröhlichkeit ist verbannt! „Nur am Ende dieses Tages“, so lesen wir unter dem 24. Januar, „begieng ich einen Fehler, wovor ich erröthe; heute an dem Tage wo ich gänzlich nur an meine Sünden hätte denken sollen, wo ich nur aufrichtige wahre Reue hätte empfinden sollen, trank ich einige Gläser Wein, weil heute alle Scholaren, als den Geburtstag unseres Königs feyrten! O! wie viele waren da, welche so schlecht für ihre Seele sorgten! — Übermorgen Communiontag und heute in Sünden gelebt!“ [2]) Zwingt uns dieses aus zerknirschtem Sinn erfolgte Geständnis nicht ein Lächeln ab? Eine überschwengliche Gefühlsseligkeit, ein jähes Übergehen von der süßesten Hoffnung bis zur tiefsten Traurigkeit kommt überall zum Durchbruch. Sehr beachtenswert sind die Eintragungen nach der Lektüre des Siegwart: „Sanfte Empfindungen und ein ruhiges Seelengefühl zeichnen mir diesen Tag vor den übrigen aus! — Ein herrliches Buch stimte meine Seele hiezu — es war der zweite Theil vom Siegwart — Dank sei es dem Herzen des edelsten Dichters, der mir dies Glük beschied! So schön und so gefühlvoll fand ich noch keine Geschichte durchgeführth, ganz die Sprache der ungeschminkten Natur! Und so viele Edle und ihr

---

1) Helm, Seite 89.
2) Helm, Seite 93.

betrübtes Schicksahl, wie müssen sie nicht das Gefühl eines jeden so hoch spannen! — Ich habe mich in die Stelle eines der Edlen gewünscht um auch so sanften Todt zu sterben! O! wie selig würde ich sein, ein solches Mädchen wie Marianne nur einmahl zu sehn — doch dies ist ein phantastischer Wunsch! . . .“ [1]). Die Früchte dieser Schwärmerei machen sich unverzüglich bemerkbar; schon am nächsten Tage schaut er mit ganz anderen Augen in die Welt, erscheint ihm die Natur in einem neuen Gewande, wie er sie bisher nicht kannte. „Der schöne monderhellte Abend“ versetzt seine Seele in das süßeste Entzücken. Es ist ihm unfaßlich, daß der Frühling keinen Eindruck in den früheren Jahren auf ihn gemacht, daß er „den vorigen Sommer so wenig genuzt“, und mit den besten Vorsätzen, von jetzt ab „ganz ein Schüler der lieben Natur“ zu werden, geht er in den Lenz hinein. Obwohl man noch im März ist, ergreift ihn bald eine vordem unbekannte Sehnsucht nach dem Lande, und so zieht er am ersten Ferientage mit dem Kleist und Vergil in der Tasche hinaus auf ein nahe gelegenes Dorf, um hier „die wahren Vorzüge der Menschheit“ zu genießen [2]). Natürlich verliebt er sich Hals über Kopf in einen „Engel Gottes“, der von nun an ausschließlich seine Gedanken erfüllt. Überglücklich, wenn der Kirchturm des Dörfchens, wo die Holde wohnt, hinter den Hügeln auftaucht, deklamiert er unter Tränen der Wehmut wie Siegwart:

Meine Seele lebt nicht hier
Sie ist hingewandelt zu der Trauten
Die bald ewig mein ist [3]).

Wer diese Geliebte gewesen sein mag, ist nicht zu entscheiden. Ob es Maja, Laura oder eine der vielen, die er in seinen Liedern besingt, war, läßt sich schwer sagen, wenn man bedenkt, wie liebebedürftig und leicht emp-

1) Helm, S. 105.
2) Helm, S. 108 und 109.
3) Helm, S. 111.

fänglich sein Herz stets gewesen. Hatte es doch nur zwei Monate früher für eine H — — heiß geschlagen, deren Gegenwart alles um ihn her zu Elysium machte und deren unschuldiger Reiz ihn bezauberte, wie er demselben Tagebuch am 13. Januar anvertraut hatte [1]). Doch gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir auf die ländliche Liebesepisode folgende Bemerkung in einem Briefe vom 4. April 1799 beziehen, den er gelegentlich eines Besuches in Kloster Berge an die Fürstin Luise von Dessau richtete: „Ich bin in der nämlichen Stube, wo ich als Schüler wohnte und wo sich mancherlei Jugendbilder aufdrängen. Hier ward à la Lavater geschwärmt und gebetet, und à la Siegwart geliebt und empfindelt. Da draußen ist der hohe Rüstergang des Klostergartens, wo so manches wässrige Lied an den lieben Mond gedichtet wurde und weiterhin sehe ich den Kirchturm des Dörfchens, wo ich in die Tochter des Predigers verliebt war. Ein Händedruck war mein höchster Wunsch . . . .“ [2]).

So verfloß auch das letzte Schuljahr, und im Frühling 1778 bezog er die Universität Halle, um sich hier der Theologie zu widmen. Die Mittel, die ihm zur Verfügung standen, waren allerdings sehr knapp; doch hatte er ja Lust und Liebe zum Studium und außerdem eine stattliche Anzahl Gedichte in der Tasche. Zu Beginn des Jahres 1779 wurden die Lieder zusammengestellt und zum Druck fertig gemacht. Jetzt galt es einen Verleger zu finden. Zunächst wandte sich der junge Dichter an Weygand in Leipzig. Aber obwohl er dorthin zu Fuß pilgerte und persönlich bei ihm vorsprach, mußte er doch auf Perschkes Frage: „Hat Weygand Ihre Gedichte angenommen?“ [3]) das negative Ergebnis seiner Bemühungen bekennen. Mehr Erfolg schien er anfangs in Erfurt zu haben; denn sein ehemaliger Lehrer erkundigte sich in

---

1) Helm, S. 87.
2) Hosäus, Anhaltische Mitteilungen, Bd. V, S. 446.
3) Brief vom 5. November 1779.

einem Briefe vom 8. Dezember 1779: „Wann kommen Ihre Gedichte, die in Erfurth gedrukt werden, zum Vorschein? Etwa schon zur Neujahrsmesse? Sie haben sie doch wol nicht etwa mir dedizirt, wie Sie hier einmal den Einfall hatten? Wie viel Bogen werdens wol ausmachen? Und was giebt der Hr. Verleger? (ist wol Kayser, wo ich nicht irre)". Aber schließlich müssen auch diese Verhandlungen sich zerschlagen haben. Im April 1780 sprach Perschke noch die Hoffnung aus, daß die Lieder, jetzt mit einer Dedikation an den Grafen Sylvius von Burghaus-Sulau, bei dem er seit längerer Zeit zu Besuch weilte und auch Matthisson Pfingsten 79 gastliche Aufnahme gefunden hatte, wenigstens zu der bevorstehenden Hochzeit des Grafen erscheinen würden. Doch alles vergeblich, bis zuletzt, wie wir wohl annehmen dürfen, der Herr von Burghaus selbst sich ins Mittel legte und dem armen Poeten in seiner Heimat einen Verleger besorgte. Bei Löwe in Breslau, auf den Perschke schon früher hingewiesen und den er einen „recht ehrlichen" Verleger genannt hatte, erschienen die Lieder endlich im Jahre 1781.

Prüfen wir nun diese Gedichte auf ihren Inhalt hin, so müssen wir uns bei der Jugend des Verfassers ohne weiteres vergegenwärtigen, daß von einer Selbständigkeit noch nicht die Rede, vielmehr das Allermeiste nur nachgeahmt und anempfunden sein kann. Es sind die Herzensergießungen eines Jünglings von 15—17 Jahren, die abgesehen von wenigen Stücken keinen poetischen Wert besitzen und deren Druck, wie dies auch der Dichter selbst in reiferen Jahren meinte, besser unterblieben wäre. Für uns haben diese Erstlingsarbeiten nur insofern Bedeutung als sie einen Einblick in den Entwicklungsgang des Dichters gewähren und als Voraussetzungen auf manche Eigenheiten des späteren Schaffens ein Licht werfen.

Wie es nach der Darlegung der Einflüsse, die sich in seiner Geistesbildung geltend machten, nicht anders

zu erwarten ist, steht diese Sammlung völlig unter dem Banne der Göttinger, von denen wiederum Hölty bei den meisten Gedichten Patenstelle vertreten hat. Neben ihm haben auch Friedrich Leopold Stolberg, Miller, Voß und Bürger herhalten müssen. Die Abhängigkeit zeigt sich nicht nur in Sprache und Metrik, sondern auch in der Stoffwahl, sogar ganz äußerlich in den Überschriften der Gedichte. Alles, was besungen wird, hatte schon vorher den Hain zu Liedern entzückt: Gott als Schöpfer der Natur, der das Weltall in Liebe umfängt, wird in der „schönen Erde“ (36) gepriesen; der Freiheit „mit dem Flammenblick“, die sich der Dichter „zur Göttin erkor“, wird in einer besonders kläglichen Ode (33) gehuldigt. Einige Lieder sind der Freundschaft geweiht, z. B. „An einen Bruder“ (25), „An Damons Garten“ (32); die meisten jedoch der Liebe, die er als schülerhafter Nachahmer seines Hölty in konventionellen Tönen besingt. Bald jubelt er über die Freuden der Minne, schwebt im höchsten Himmel, wenn „Maja die Fromme auf den seligen Jüngling den Engelblick heftet“ (Stimme der Liebe 12), oder gedenkt „des seligen Abends, als den heiligen Erstlingskuß der Liebe Majas Lippen in die freudigzitternde Seele ihm glühten“ (Erinnerung 23); bald klagt er in hohlen Phrasen über die „Liebespein“ (24), wenn „Angst und Schmerz sein armes, tiefgequältes Herz durchwüten“ und „verhaßter Sorgen Natternbrut sich grausam von seinem Blute nährt“, oder irrt einsamtrauernd durch die Düfte des blühenden Lenzbaums, getäuscht von einer Strahlenbildung, dem Mädchen ähnlich, welchem er sich jüngst mit Thränen von dem „liebebebenden Busen wand“, um dieser „trüben Klagerscheinung“ dann zuzurufen, daß sie entfliehen möge, damit ihm „der Kummer das Herz nicht breche“ (Die Erscheinung 15). Tränenfluten werden vergossen, wenn die Nachtigall um die Dämmerung flötend klagt oder der Mond durch die Wipfel der Bäume blickt. Oft erfüllen „Todesgedanken“ (20) des Dichters Herz; er weilt an „Marias“ Grab (34),

der einst „ein schnöder, heuchelnder Bösewicht, die Höll' im Busen, den Unschuldskranz raubte", oder schüttet in ähnlichen Hyperbeln den Zorn seines Herzens aus. Auch mancher anakreontische Einschlag, der aber der Lyrik des Hains ebenfalls nicht abging, ist noch zu spüren: die fröhlichen Zecher huldigen dem Weine aus bekränzten Pokalen, die Geliebte erhält Namen wie „Selinde" (9) oder „Minia" (11), und das alte, abgenutzte, auch bei den Göttingern beliebte Motiv der schlafenden Geliebten darf natürlich nicht fehlen. Die Situation in diesem Liede, das den Titel „Die Schlummernde" (11) trägt, ist besonders köstlich:

Tausend röthlichbesäumte Apfelblüthen
Auf ihr blendendes Nachtkleid hingeschneiet,
Schlummert Minia, unter Maienschatten,
Von der Nachtigall traulich eingeflötet!
Hingefesselten Blickes trink' ich Wonne,
Ach! in geizigen, honigsüßen Zügen
Aus des schlafenden Mädchens holdem Antlitz!

Fügen wir nun noch hinzu, daß auch die Kategorie der „Mai-, Lenz- und Freudenlieder" mit fünf Nummern vertreten ist, so haben wir ungefähr den Umkreis abgegrenzt, in dem sich die Gedichte bewegen. Wir sehen, es ist nichts Neues, nur eine verwässerte Auflage der Poesien des Hains. Das beste Gedicht ist zweifelsohne „Die Betende" (26), das mit einer geringfügigen Änderung allen Ausgaben erhalten blieb. Haben wir im ganzen ein ablehnendes Urteil über diese Sammlung fällen müssen, so ist doch zuzugeben, daß trotz aller Unreife und alles Schwulstes dem Dichter eine flotte Versifikation und eine gewisse Leichtigkeit in der Handhabung der Sprache eigen ist, die bisweilen in Erstaunen setzt.

In Halle wurde nun fürs erste die dichterische Betätigung von den gelehrten Studien verdrängt, die sich aber durchaus nicht auf die Theologie beschränkten, sondern auch auf die philosophischen und philologischen Wissenschaften ausgedehnt wurden. Gleichzeitig mit ihm hatte Jakob Friedrich Rosenfeld die Universität bezogen,

der, aus Hohenwarsleben gebürtig, in Magdeburg das Kloster Unsrer lieben Frauen besucht hatte und dem um ein geringes jüngeren Matthisson schon seit langem durch eine innige Freundschaft verbunden war. Die gleichen Neigungen und Ideale erfüllten sie; bereits auf der Schule hatten sie sich alles, was ihre Seele bewegte, anvertraut und sich gegenseitig ihre Lieder zur Kritik vorgelegt; denn wie Matthisson dichtete auch Rosenfeld[1]), der aber die Begeisterung für die Poesie mit der fast noch grösseren für die Musik zu verbinden wußte und dem es als heißersehntes Ziel vorschwebte, dereinst seine beiden göttlich verehrten Vorbilder, Gluck und Klopstock, in einer Person zu vereinigen, um so dem deutschen Volke eine neue Kunst zu schaffen.

Gemäß ihrer Verabredung, nur unter dem Zwange der bitteren Notwendigkeit von einander getrennt zu leben, bezogen die beiden Freunde eine gemeinschaftliche Wohnung bei einem Onkel unseres Dichters, dem Feldprediger Matthisson, und hörten auch die Kollegia zusammen, obwohl Rosenfeld von Anfang an wenig Interesse für die Gottesgelahrtheit zeigte und den Beruf eines Kanzelredners nie ernstlich ins Auge gefaßt hatte. In dem Bestreben, sich möglichst umfassend zu bilden, wurde natürlich die meiste Zeit auf die schöne Literatur verwandt, worin Matthisson tiefe Anregungen dem Professor Niemeyer zu verdanken hatte, der ein begeisterter Apostel Klopstocks war und einst eine Reise nach Hamburg nur aus dem Grunde unternommen hatte, um den vergötterten Dichter von Angesicht zu sehen. Durch ihn wurde unserm Studenten der Altmeister der Ode wieder näher gebracht, dessen Einfluß bisher hinter dem der Göttinger zurückgetreten war, da ihre gefälligen Lieder viel leichter

1) In Matthissons Nachlaß befindet sich eine Anzahl handschriftlicher Gedichte Rosenfelds, die, an sich unbedeutend und hinter denen des Freundes zurückstehend, einen noch stärkeren Einfluß Klopstocks, namentlich in der Bevorzugung der Ode vor den gereimten Liedern, erkennen lassen.

nachzuahmen waren als die schwere, spröde Dichtung Klopstocks. Gewiß; durch das Medium der Haindichter hatte auch schon vorher das von allen verehrte Vorbild namentlich nach Seiten der Form und Sprache indirekt auf Matthissons Schaffen eingewirkt; aber jetzt zog Klopstock mehr und mehr unmittelbar den jungen Dichter in seine Kreise, der allmählich einen höheren Gedankenflug wagte und dem kindischen Getändel der Jugend den Abschied erteilte.

Die Ferien verlebten die Freunde meist in der Heimat, von wo aus Matthisson Ostern 1779 eine kurze Reise nach Berlin unternahm. Zu Pfingsten desselben Jahres weilten sie bei dem Grafen Burghaus in Aschersleben, wo die Magdeburger Freimaurerloge „Zu den drei Kleeblättern“, der auch sie angehörten, ihre Sitzung abhielt. Bei dieser Gelegenheit lernten sie den ehrwürdigen Gleim kennen, der einige Szenen aus Lessings Nathan vorlas und ihnen mit väterlicher Freundlichkeit entgegenkam. Diese Ausflüge jedoch, von denen auch einer mitten im Winter nach Erfurt, Weimar und Jena unternommen wurde, trugen nicht wenig dazu bei, die bescheidenen Mittel, die unserem Studenten zu Gebote standen, bald zu erschöpfen, und so hatte er dauernd mit pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen. Durch literarische Arbeiten, vor allem durch Übersetzungen aus den fremden Sprachen, suchte er seine Finanzen zu verbessern; auf seine Anfrage hatte er von Weygand den Auftrag erhalten, aus Rambler und Idler einen Auszug herzustellen, von dem wir allerdings nicht wissen, ob er zustande gekommen ist[1]). An einen Professor Sprengel schrieb ihm Perschke einen Empfehlungsbrief[2]), worin er Matthissons „innige Liebe zur englischen Literatur“ betonte und um Zuwendung von Übersetzungen an seinen Schützling bat. Trotz

---

1) Brief Perschkes vom 20. November 1778. Er rät ihm, bei der Auswahl der Stücke Niemeyer zu Rate zu ziehen.

2) Vom 16. Oktober 1779 datiert.

all dieser Bemühungen hatte sich aber seine Lage zu Beginn des Jahres 1780 so verschlechtert, daß er in einem „Klagebrief“ seinen ehemaligen Lehrer um Hilfe anging, der ihn in einer umgehenden Antwort zu trösten suchte: „. . . ich weiß auch, aus eignen Erfahrungen, was drükende Nahrungssorgen auf einen Geist, wie der Ihrige und meinige, vermögen; ich fühle es doppelt mit, da ich gerade nicht abhelfen kan; und selbst mit dem Mittel, das ich ergrif, nicht promt zu Hülfe eilen konte. Jedoch mein Liebster, raffen Sie sich auf. Diese Plage kan nicht lange mehr währen. Können die 4 r 8 s etwas abhelfen, so harren Sie noch ein Paar Wochen, da ich sie Ihnen persönlich entrichten werde“ [1]). In dem letzten uns erhaltenen Briefe (vom 8. April 1780) benachrichtigte er Matthisson, daß er auf der Durchreise nach Sulau, der bei Breslau gelegenen Besitzung des Grafen Burghaus, wo er eine Stelle als Rektor an der dortigen Schule übernehmen sollte, eine Nacht in Halle bleiben würde, und versprach, alles zu tun, was in seiner Macht stünde: „Einige Thaler Taschengeld sollen Sie dann haben, und Ihre 40 r Schulden abzuthun, werd ich Ihnen auch sichere Mittel und Wege anzeigen. Faßen Sie sich indeßen, und erheitern sich. Es wird noch alles gut gehn. Ich hab dergleichen Noth auch, vielleicht noch härter als Sie empfunden. Trauen Sie der Vorsehung und wahren Freunden. Dabei thun Sie das Ihre“. Daß diese drückenden Verhältnisse, die auf einem so empfindlichen und überschwenglichen Charakter wie dem Matthissons besonders schwer lasten mußten, dazu beigetragen haben, seiner Lyrik aus diesem Jahre eine dunklere, trübere Färbung zu verleihen, ist wohl nicht zu bezweifeln; wenn auch in Anschlag zu bringen ist, daß einige Todesfälle unter

1) In einem Briefe vom 28. Februar 1780. Über das Mittel, das er ergriff, um zu helfen, gibt uns ein früheres Schreiben vom 30. Januar Auskunft: „Auf meine inständige Vorstellung hat Ihnen die Loge den Beitrag zur Armenkasse, der ehgestern einkam, bestehend in 4 r 8 s 6 ₰ mit Brudervergnügen zuerkannt“.

seinen Bekannten ihn ebenfalls melancholischer gestimmt haben mögen [1]). Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß er sein Studium möglichst abkürzte und bereits nach fünf Semestern im Oktober 1780 Halle verließ. Obwohl ihm die Trennung von Rosenfeld, der ebenfalls der Universität den Rücken wandte und zu seinem Vetter und Vormund, dem Prediger Bodenburg zu Niederdodeleben bei Magdeburg, reiste, sehr schwer wurde, begab er sich auf ein halbes Jahr zu einem Bruder seiner Mutter nach Coswig, um hier eine Reihe theologischer und philosophischer Aufsätze, die teils ihn, teils Perschke zum Verfasser hatten, druckfertig zu machen und sie unter dem Titel „Reliquien eines Freidenkers“ herauszugeben. Dieses Büchlein ist die einzige Frucht seiner Beschäftigung mit der Theologie geblieben; denn er mußte seinem Lieblingstraum, auf einer idyllischen Landpfarre einst wie Goldsmiths Primrose ein stilles Leben zu führen, entsagen, da ihm der Kanzelberuf wegen seiner schwächlichen Gesundheit verschlossen war. Bald sollte sich ihm eine neue Laufbahn eröffnen: durch einen jungen befreundeten Waadtländer Olivier, Lehrer am Philanthropin zu Dessau, hatte er die Bekanntschaft Wolkes gemacht, der nach Basedows Abgang der Leiter der berühmten Anstalt war und dem der junge Theologe so gut gefiel, daß er ihm den Vorschlag machte, in den Lehrkörper des Philanthropins einzutreten. Da Matthisson schon durch Perschke für die neuen pädagogischen Theorien gewonnen

---

1) Im November 1779 starb ganz unerwartet sein Freund Schwarze. Unmittelbar vor dieser Angabe ist im Tagebuch eingetragen: „W—s unglücklicher Tod“. Wer war dies? Ein männliches oder ein weibliches Wesen? Sollte es vielleicht seine Geliebte sein, die er in den Gedichten als Laura besingt? In dem Lied „An ein Dorf (46a), das 1779—1780 entstanden sein muß, ist sie bereits tot; denn V. 61—64 lautet:

Starb der Freude letztes, süsses Lächeln
Nicht an Laura's Grabe?
Welkte nicht ihr Kranz, der lebenduftend
Meine Schläf' umblühte?

war, zögerte er nicht, diesem Rufe Folge zu leisten, und trat im Frühling 1781 in den ihm bisher unbekannten Wirkungskreis ein. Während der drei Jahre, die er der Anstalt widmete, erwarb er sich nicht nur unter den Lehrern Freunde, sondern gewann auch die volle Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler. Unter den ersteren traten ihm neben Olivier der bereits von der Universität her bekannte Spazier und besonders Salzmann nahe, der spätere Gründer von Schnepfenthal, zu dessen „Moralischem Elementarbuch“ er auch einige Prosastücke lieferte [1]). Ein Bund fürs Leben wurde mit Christian Lävinus Sander geschlossen, der sich sowohl während ihres gemeinsamen Wirkens am Philanthropin als auch später vielfach literarisch betätigte und namentlich durch seine Beiträge zum Deutschen Museum bekannt ist [2]). Matthissons Verhältnis zu seinen Schülern, denen er mehr wie ein Freund als wie ein Lehrer gegenüberstand, wird durch eine Reihe origineller und für den Pädagogen interessanter Briefe trefflich beleuchtet, die seine Pflegebefohlenen an ihn richteten, als er sich infolge einer schweren Erkrankung im Sommer 1781 einige Wochen bei seiner Tante in Coswig aufhielt [3]). „Bester, liebster

1) Sie stehen im zweiten Teil und sind mit „M“ gezeichnet. Ihr Inhalt ist dem Rahmen des Werkes angemessen, wenn auch die Moral bisweilen zu stark aufgetragen ist, wie dies schon aus den Überschriften ersichtlich: „Häßlichkeit der Unbarmherzigkeit“, „Vortrefflichkeit der Geduld“, „Wie wohl man sich befindet, wenn man Andere lieb hat“, „Unmäßige Freude schadet“, „Wohlthätige Wirkungen der Hoffnung“ u s. w.

2) Seine Briefe an Matthisson sind im Nachlaß, Bd. II, S. 3—28 zum großen Teil ziemlich genau gedruckt. Die Originale ruhen im Zerbster Archiv.

3) 36 Briefe und Karten sind erhalten, (Zerbster Archiv, Matthissons Nachlaß, Mappe IV), von denen die weitaus meisten im Juni und Juli 1781 geschrieben wurden. Sie sind nicht nur für Matthissons Stellung zu seinen Zöglingen, sondern ganz allgemein für das Leben und Treiben im Philanthropin von Bedeutung, da sie uns auch einen Einblick in die inneren Angelegenheiten gewähren. Besonders spaßig ist der Brief eines kleinen Kerls, der, als er keine Lust mehr zum

Freund“, so wird er hier angeredet; „Ja Bester, kommen Sie balde wieder zu uns, wir erwarten Sie mit offenen Armen, um Ihnen jeder, einen zärtlichen Kuß auf die Lippen zu drücken“, schreibt ihm einer seiner Lieblingsschüler, v. Mengden, der untröstlich darüber ist, daß er wegen der Ankunft zweier neuer Eleven Matthissons Stube verlassen und in die eines anderen Magisters übersiedeln muß.

Im Juni 1782 veröffentlichte Matthisson „Stellen aus seinem Tagebuche“, wie er in dem „An F. R.“ — damit ist zweifellos Friedrich Rosenfeld gemeint — gerichteten Vorwort sagt, unter dem Titel „Denkmale am Lebenswege“. Der kleine Band, der nur 32 Seiten stark ist und ohne Angabe des Verfassers und des Druckortes als „Manuskript für Freunde“ erschien, enthält 16 kurze Aufsätze in Prosa, die aber der gebundenen Rede sehr nahe kommt und bisweilen ganz regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung in der Art der rhythmischen Prosa Geßners zeigt. Die Sprache ist durch und durch biblisch und entspricht dem frommen Inhalte der mit feierlichem Pathos vorgetragenen sentimentalen und höchst unreifen Bekenntnisse des jungen Theologen. In vielen Stücken haben wir den ersten, noch nicht versifizierten Entwurf späterer Gedichte zu sehen: so ist das Meiste aus der dritten Nummer „Ein Blick in die Vergangenheit“ in die Lieder: „Elegie“ (49), „Lied der Schwermuth“ (48) und „An ein Dorf“ (46) übergegangen, die sämtlich in der ein Jahr später erfolgten Ausgabe D zum ersten Male gedruckt wurden; so ist ferner der Anfang des folgenden Stückes „Gott ist die Liebe“ nachmals als Schluß der „Beruhigung“ (85) verwertet worden u. s. w. Von dem Hymnus „Abends auf der Flur“ kann man

---

Schreiben hat, die prächtige Ausrede vorbringt: „Ich kann Ihnen heute nicht viel schreiben den es werden heute unßere Betten von den Wanzen gereinigt und da ist es so ein Lärm das man gar nicht arbeiten kan“.

geradezu sagen, daß er mit dem Gedicht „Der Abend. An Sander“; (55) identisch ist. Ganze Verse sind der Prosa des Tagebuches entnommen, oft wörtlich, oft mit geringen Änderungen, die durch den regelmäßigen jambischen Tonfall bedingt waren. Zum Beweise vergleiche man z. B. die folgenden Sätze der ursprünglichen Fassung:

„O, wie sind deiner Wunder so viel, o Herr! Mein Geist, in den Schranken seiner Endlichkeit, ermißt sie nicht! — Wohin ich blikke, ist alles Kette, Ordnung, Harmonie, und deiner Herrlichkeiten Wiederglanz!

O du, der war, und ist, und seyn wird! Du, auf dessen Machtwink, Welten in ihr Nichts zurückstäuben und Welten werden — Unbegreiflicher! Namenloser! Erster!“

mit den entsprechenden Versen 22—29 des Gedichts:

O wie sind deiner Wunder viel, o Herr!
Mein Geist, im Schranken seiner Endlichkeit,
Ermißt sie nicht! Wohin mein Auge schaut
Ist alles Kette, Ordnung, Harmonie,
Und deiner Herlichkeiten Wiederglanz!
O du, der war und ist und seyn wird! Du,
Auf dessen Machtwink Welten untergehn,
Und Welten werden! Unbegreiflicher!

Ähnliche Übereinstimmungen lassen sich durch das ganze Gedicht verfolgen. Schon hieraus geht mit voller Sicherheit hervor, daß Matthisson wirklich der Verfasser der „Denkmale am Lebenswege“ ist, selbst wenn wir die übrigen Parallelen zu seinen Gedichten als nicht so beweiskräftig ansehen wollten. Weiteren Kreisen wurden diese ursprünglich nur für die Freunde bestimmten Aufsätze bekannt, als 13 von ihnen unter dem gleichen Titel und abermals ohne Angabe des Autors im „Deutschen Museum“ 1784, Stück 9 (September), S. 247 ff. zum Wiederabdruck gelangten.

Die bereits erwähnte neue Ausgabe (D) erschien zu Dessau im Jahre 1783. In dieser vermehrten Auflage finden wir alle Gedichte der vorigen Sammlung, teilweise verändert, wieder; hinzugekommen sind 14 Lieder aus

den Jahren 1778—1782. Prüfen wir diese neuen Gedichte, deren Mehrzahl dem Jahre 80 angehört, genauer, so kann von einer Entwicklung kaum die Rede sein; ein Fortschritt ist gegenüber der früheren Produktion nur bei wenigen Nummern zu merken. Im ganzen ist der Ton ernster, die Weltanschauung dunkler und die Stimmung sentimentaler geworden. Die Mai-, Freuden- und Trinklieder fehlen ganz; auch in der Liebe herrscht die Klage vor, nur mit der „Wonne der Liebe“ (39) gibt er sich noch einmal ihren Freuden hin. Am Schlusse dieses herzlich schlechten Gedichtes versteigt er sich gar zu der Hyperbel, daß dem durch die Liebe Glücklichen „der Tod einst im Abendrot seines Lebens ein Kuß in jene Welt hinüber sei“. Die meisten Lieder zeugen von einer oft ins Affektierte hinüberspielenden weltschmerzlichen Stimmung, einer Abkehr vom Leben, einem Sehnen nach dem Tode und dem Jenseits. Am bezeichnendsten für diese forcierte Richtung ist die „Elegie“ (49), die mit den Versen beginnt:

Mein Geist, des Erdewallens müde,
Sehnt sich, o Gruft! nach deiner Ruh',
Denn meines Herzens goldner Friede
Flog seinem Eden wieder zu,

und dann in 13 monotonen Strophen die irdischen Leiden und die himmlischen Freuden — und zwar mit ziemlich weltlichen Farben — ausmalt; denn in dem Paradiese, das unserem Dichter vorschwebt, „trinkt man in vollen Taumelzügen süße, niebereute Lust“ und „Wonne strömt aus tausend Lebensbächen zu“. Die seraphischen Töne, die schon in diesem Gedicht, stärker in dem „Vollendeten“ (45) und in den Distichen „An eine Leidende“ (56) erklingen, sollten während der nächsten Jahre noch eine Steigerung erfahren und in der folgenden Sammlung alles überschallen. Aber auch die deskriptive Poesie, in der ja Matthisson nachmals den höchsten Ruhm erlangte, wirft ihre Schatten voraus. Die Ode „Der Hügel“ (38), die eine Beschreibung des Nympheums im Garten zu

Wörlitz bringt und im Jahre 78 entstanden ist, weist schon die charakteristischen Merkmale der späteren malenden Dichtung auf. Vor allem ist das Hauptmotiv des „Genfer Sees“ in den Grundzügen bereits vorhanden: inmitten der blühenden Natur, der vom Frühling in ein zauberhaftes Gewand gekleideten Landschaft stellt sich der Dichter die Öde vor, die einst den Hügel bedeckte, als noch „das Gras sparsam unter dem Sande hervorkeimte, die Disteln im Winde zischten und der Gipfel schattenleer war“, um durch diese scharfe Gegenüberstellung die heutige üppige Pracht des Parkes stärker hervortreten zu lassen. Die Schilderung der Landschaft nimmt ferner einen größeren Raum ein in den „Lenzbildern“ (1) und dem „Herbstgesang“ (18), die bereits der ersten Ausgabe angehörten, dann auch im „Naturgenuß“ (54) und im „Abend“ (55), wo der Dichter schon auf Klopstocks Spuren wandelt und, von der Schilderung der im Abendrot friedlich daliegenden Natur ausgehend, sich zu einem Hymnus auf Gott erhebt. Desgleichen tritt das deskriptive Element stark hervor in dem Gedicht „Der Abend“ (50), dem besten und stimmungsvollsten der neu hinzugekommenen Stücke, wenn es auch unter der zu großen Sentimentalität leidet und das Millerische Deminutiv „Grillchen“ spielerig wirkt.

War Matthissons Produktion in den letzten Jahren nur gering gewesen, so sollte nun bald ein herbes Geschick den Fluß der Poesie wieder reicher strömen lassen. Freund Rosenfeld, der unserem Dichter nach Dessau gefolgt war, um sich des täglichen Verkehrs mit ihm zu erfreuen und hier unter dem bekannten Kapellmeister Rust seine musikalischen Studien fortzusetzen, war Klopstock nicht nur auf das poetische Gebiet gefolgt, sondern hatte ihn auch in der eifrigen Pflege körperlicher Übungen zum Vorbild erwählt. Wie der junge Goethe und viele seiner Zeitgenossen hatte er sich dem Schlittschuhsport ergeben, der ihm verhängnisvoll wurde. An einem kalten Winterabend stürzte er so unglücklich auf dem Eise,

daß er einen Schädelbruch erlitt und nach wenigen Tagen am 17. Dezember 1782 starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Dieses jähe Ende des in der Blüte der Jahre stehenden Freundes warf Matthisson in die tiefste Verzweiflung; war er schon früher nur allzu geneigt gewesen, sich der Melancholie und Weltentsagung willenlos zu überlassen, so ergriff ihn jetzt eine Todessehnsucht, die seinen Blick immer mehr auf das Jenseits richten ließ. Seine Trauer wurde noch gesteigert, als er es erleben mußte, daß Rosenfelds Braut, die zweite Tochter des Predigers Bodenburg, des schon erwähnten Vetters und Vormunds, durch Schmerz gebrochen, dem Grabe entgegensiechte. Aus seinem Tagebuche und sonstigen Bemerkungen läßt sich ersehen, welch erschütternden Eindruck das traurige Schicksal der Beiden auf ihn machte. Dieses Erlebnis warf nun auch seine Schatten auf die Dichtung: Rosenfelds Geliebte tritt uns verklärt als Elisa entgegen, der sehr viele Gedichte der nächsten Sammlung geweiht sind, und auch dem toten Freunde hat er mehr als ein poetisches Denkmal, selbst noch nach vielen Jahren, gesetzt. Er wurde innerlich reifer, und dies macht sich auch in seinem Schaffen bemerkbar.

Schon vor der Dessauer Zeit setzte der Einfluß eines Mannes ein, der für Matthisson auf viele Jahre hinaus die größte Bedeutung gewinnen sollte. Noch während des Studiums war er mit den Schriften J. J. Rousseaus bekannt geworden, von denen die Nouvelle Héloïse wie ein flammender Funke in seiner Seele gezündet hatte. Er selbst berichtet in seiner Autobiographie (p. 280): „Durch mächtigern Zauber, als irgend eine romantische Dichtung je zuvor, selbst Goethes Werther nicht ausgenommen, hatte die neue Heloise des Genfer Philosophen sich seiner Einbildungskraft bemeistert“. Rousseau wurde auf lange Zeit der Leitstern seines Lebens; mit abgöttischer Verehrung schaute er zu dem Manne auf, der aller Welt das Retournons à la nature gepredigt hatte. Nicht nur in seinen Gedichten verherrlichte er ihn, auch in

der Prosa begegnet er uns auf Schritt und Tritt. In der Schweiz und Frankreich unterließ er es später nie, wenn er in die Nähe eines Ortes kam, wo der Genfer einst geweilt hatte oder der sonst durch irgend eine Beziehung zu ihm berühmt war, an diese Stätte zu eilen und den Manen des Geliebten ein dankbares Opfer zu bringen. Mit dieser in jugendlicher Begeisterung weit über das Ziel hinausschießenden Vergötterung ging ein frommer Haß gegen den boshaften Spötter und kalten Rationalisten Voltaire Hand in Hand. Bereits im Dezember 84 erschien im Deutschen Museum ein Gedicht, in dem er seiner Liebe für den einen, wie seiner Erbitterung gegen den andern drastischen Ausdruck verlieh. Es ist ein poetischer Auftrag „an einen Maler“ (70), von dem verlangt wird, daß er ihm zwei Bilder herstelle. Auf dem einen solle „das ekle Mittelding vom Teufel und vom Affen“ „mit einer Stirn voll Menschenhaß und Neid“ zu sehen sein, das „in seiner dürren Hand als Sinnbild ein Chamäleon trage“. Wenn der Künstler diesen Bösewicht noch mit einem „Gewande, wie weiland Skapin trug“, versehen habe, solle er „trotz aller Welt getrost Voltaire drunterschreiben“. Im schärfsten Kontrast zu diesem „Satanskopf arglistig, frech und wild“ wird für das zweite Bild alles Hohe und Edle gewünscht, das der Pinsel nur wiedergeben könne. Die Züge fände er bei Guido Reni; des Blicks Erhabenheit möge er von Klopstock, der Wangen Jugendblüte vom Christus des Le Brun nehmen. Diesem „hohen Bild“ solle „der Wahrheit Fackel in die gehobne Hand“ gegeben werden. Der Name des Gefeierten wird nicht genannt; doch ist er aus den Schlußversen leicht zu erraten:

Und drunter sei ein Grab, bei dem die Tugend weint,
Und auf dem Stein die Schrift: Sie weint um ihren Freund.
Wem hier sein Herz nicht sagt, wer dieser Freund gewesen,
Der kann's im heil'gen Hain der Pappelinsel lesen.

Ein solches Gedicht, in dem, wenn auch höchst einseitig und forciert, doch so energisch Stellung genommen wird,

hätten wir in den beiden ersten Sammlungen vergeblich gesucht. Zwar ist unser Dichter hinsichtlich der poetischen Fiktion und der ganzen Anlage nicht originell; zweifelsohne haben ihm zu ernster Parodie die beiden Anakreontea *Ἄγε, ζωγράφων ἄριστε* und *Γράφε μοι Βάθυλλον οὕτω* [1]) vorgeschwebt, worin auch einem Maler der Auftrag erteilt wird, zwei Bilder — hier die des geliebten Mädchens und des Bathyll — mit aller ihm zu Gebote stehenden Kunst zu malen, und worin ferner wie in unserem Gedichte dieser Auftrag für den Künstler zum Vorwand genommen wird, um dem Leser die Personen der zu Malenden bis ins Kleinste zu schildern; aber trotzdem tritt uns in diesem Gedicht, das dem Verfasser auch von seiten der Kritik Tadel einbrachte, ein frischer, persönlicher Zug entgegen, der lebendig berührt. Als sein Urteil sich geklärt hatte, sah Matthisson selbst ein, daß er zu weit gegangen sei; daher machte er in der Tübinger Ausgabe einen Zusatz, worin er seine Verirrung mit seiner Jugend entschuldigte. Aber manches Jahr sollte noch vergehen, bis er seine Ansicht so weit geändert hatte, daß er von Voltaire als „von Ferney's edlem, poetischem Greis“ sprach und hierdurch zeigte, er verschließe sich einer kühleren Abwägung der beiderseitigen Verdienste nicht mehr; vorläufig war Rousseau der alle überragende Prophet.

In Dessau war es indessen nach Rosenfelds Tode für Matthisson öd und leer geworden. Als nun noch Sander infolge von Differenzen mit den Direktoren das Philanthropin verließ und nach Kopenhagen übersiedelte, da erwachte auch in unserm Dichter der Wunsch nach einem anderen Wirkungskreis. Bald sollte er in Erfüllung gehen; denn die Gräfin Sievers aus Livland, die sich ihrer Gesundheit wegen in Hamburg aufhielt, machte ihm am 27. Juli 1783 den Vorschlag, sich ganz der Er-

---

1) In der Ausgabe von Val. Rose, Leipzig (Teubner) 1876, No. 16 u. 17.

ziehung ihrer Knaben zu widmen, die schon im Philanthropin unter seiner besonderen Aufsicht standen. Freudig willigte er ein und reiste im April 1784 mit seinen Schützlingen nach Hamburg, wo die Gräfin in der Behandlung des berühmten Arztes Hensler war. Nicht lange nach seiner Ankunft, am 25. Mai, suchte er Klopstock auf, von dem die Selbstbiographie (S. 291) sagt, „daß er sich den großen Dichter nicht so natürlich und menschlich-liebenswürdig, sondern vielmehr überirdisch und seraphisch-feierlich in Benehmen und Reden vorgestellt hatte“. Er wurde sehr freundlich aufgenommen und hat später noch manche Stunde in Klopstocks Hause zugebracht. Auch sonst fand er reiche Anregung in der großen Hansestadt: Claudius lernte er kennen, das Theater wurde fleißig besucht, und in das gesellschaftliche Leben scheint ihn der Bruder der Frau von Sievers, Graf Gotthard von Manteuffel, ihr ständiger Reisebegleiter, eingeführt zu haben. Vor allem nahm sich aber Hensler, der in Altona nicht nur eine sehr umfangreiche ärztliche Praxis ausübte, sondern sich auch literarisch betätigte [1]), als ein väterlicher Freund seiner an. Nach dem Tode der Gräfin am 4. März 1785 unternahm er auf Wunsch des Herrn von Manteuffel mit den Knaben einen Ausflug in das Holsteinische und versäumte nicht, Voß und Gerstenberg in Eutin zu besuchen. Besonders mit dem ersteren, der in Matthisson eine wertvolle Stütze für seinen Musenalmanach erblickte und mit dem er außerdem durch das gemeinsame Band der Freimaurerei verbunden war, scheint er sich schnell angefreundet zu haben. In seinen Erwartungen auf künftige Beiträge sah sich Voß nicht getäuscht; denn von jetzt ab erschien keiner seiner Almanache mehr, der nicht von Matthisson eine ganze Reihe von poetischen Gaben gebracht hätte. Zu Anfang der neunziger Jahre

1) So erzählt Matthisson in den „Schriften“ III, 173, daß er ein handschriftliches Gedicht in drei Gesängen über das Leben und die Lehre des Anaxagoras von ihm besessen habe, das bei der Belagerung von Lyon seinen Untergang fand.

fanden sich oft zehn bis zwölf Lieder unseres Dichters in einem Band, und er entzog dem Vossischen Unternehmen erst seine Gunst, als Schillers Almanache erschienen. Für die freundliche Aufnahme stattete er Voß noch seinen besonderen Dank ab in der Ode „Der Eutiner See. An H. Voß“ (80), die im Almanache von 1787 erschien. Nach der Rückkehr von dieser Fußtour blieb man nur noch einige Monate in Hamburg; denn am 27. Juli brach Graf Manteuffel mit Matthisson und den Neffen auf und reiste quer durch Deutschland über Hannover, Göttingen, Kassel und Frankfurt a. M. nach Heidelberg, wo sie am 8. August eintrafen. Hier machte unser Dichter zunächst Jung-Stillings Bekanntschaft, der binnen kurzem sein vertrautester Freund wurde und in dessen Hause er auch den blinden Pfeffel kennen lernte. Mit Eleonore von Kalb, deren Schwester Charlotte er in Mannheim begrüßt hatte, verband ihn bald ein inniges Seelenbündnis; sie veranstalteten gemeinschaftliche Ausflüge und Reisen, lasen einander ihre neuesten Dichtungen vor und teilten sich ihre Gedanken „über Tod, Unsterblichkeit und Wiedererkennen im andern Leben“ mit[1]). Als ihr Matthisson gelegentlich von Rosenfelds und Elisas tragischem Geschick erzählte, wurde sie so lebhaft dadurch gerührt, daß sie um seine Zustimmung bat, es als Episode einem Roman einverleiben zu dürfen. In Begleitung von Luise von Seckendorf machten die beiden am 17. Oktober 1785 jenen Spaziergang nach dem Schlosse, den der Dichter in der ihnen gewidmeten „Elegie“ (82) besungen hat. Außer diesen geistig hervorragenden Frauen lernte er noch Sophie von La Roche kennen, die durch einen Zufall eine große Bedeutung für die fernere Gestaltung seines Lebens erlangen sollte; denn durch sie gewann er den besten und treusten Freund, den er je besaß.

---

1) Vergl. die Eintragung im „Tagebuch“ unter dem 29. August 1786, dem auch die übrigen Angaben entlehnt sind.

Als nämlich im Juli 86 Karl von Bonstetten, ein Schweizer Edelmann, auf der Durchreise bei Frau von La Roche zu Besuch weilte, fiel ihm die kurz vorher entstandene „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben“ (86) zufällig in die Hand, die Matthisson der Freundin Wielands zur Begutachtung übersandt hatte. Durch die darin enthaltenen Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen fühlte er sich so stark angezogen, daß er den lebhaftesten Wunsch hegte, den Verfasser kennen zu lernen. Er eilte nach Heidelberg, und an der Quelle des Wolfsbrunnen wurde der Bruderbund geschlossen, der in Matthissons Leben eine entscheidende Wendung in Jahresfrist herbeiführen sollte. Zunächst jedoch veranlaßte Bonstetten unseren Dichter, mit seinem langjährigen Freunde Johannes Müller in Briefwechsel zu treten, der damals in Mainz wohnte. Bereits Anfang September 1786 besuchte ihn Matthisson und verlebte einen Tag mit dem berühmten Schweizer Historiker, der ihm zum Abschied sagte: „Matthisson, du darfst auf meine ewige Freundschaft rechnen“ [1]). An diesen Besuch schloß sich eine Reise den Rhein hinab über Coblenz und Cöln bis nach Düsseldorf, die ihm viele Bekanntschaften, vor allem die mit Heinse und Jakobi, eintrug.

Von Heidelberg siedelte Graf Manteuffel am 12. März 1787 [2]) nach Mannheim über, da er von der Ansicht ausging, daß es für die Erziehung seiner Neffen von Vorteil wäre, möglichst oft den Wohnsitz zu wechseln. Hier trat Matthisson dem Kreise bedeutender Schauspieler näher; Iffland, Beil und Beck lernte er kennen, besonders herzlich gestaltete sich das Verhältnis zwischen ihm und

1) Vergl. die Eintragung im Tagebuch vom 2. September 86.

2) Die Angabe in der Autobiographie (S. 298), daß der Umzug im Frühjahr 1786 stattgefunden habe, muß auf einem Versehen beruhen; denn im Tagebuch steht ausdrücklich: „1787. d. 12. März von Heidelberg nach Mannheim gezogen“, welches Jahr auch mit den übrigen festliegenden Daten übereinstimmt.

Böck, der oft auf gemeinsamen Ausflügen dem Freunde sein Herz ausschüttete, da er von den Kabalen seiner Kollegen viel zu leiden hatte[1]) und so mit seiner Lage wenig zufrieden war. Nicht anders erging es indessen Matthisson, der sich in der immerhin abhängigen und unfreien Stellung als Erzieher der jungen Grafen durchaus nicht mehr wohl fühlte und nach einer Befreiung aus den Fesseln seines „Sklavenlebens", wie es Bonstetten später einmal nannte[2]), sehnsüchtig verlangte. Da er nun von dem Schweizer Freund aufgefordert worden war, zu ihm nach Bern zu kommen und hier als sein Gast zu leben, so entschloß er sich endlich am 7. April in den Ruinen der Starkenburg bei Heppenheim, seine „Stelle niederzulegen und Bonstettens Einladungen anzunehmen". Er bat den Grafen Manteuffel um seine Entlassung, die ihm bereitwillig gewährt wurde und schließlich am 16. Juni nach einer Bemerkung im Tagebuch endgültig erfolgte. Bis zur Abreise in die Schweiz, die am 29. Juli stattfand, lebte er abwechselnd in Mannheim und Heidelberg. Doch wurde ihm der Abschied, obwohl er einer sorgenlosen Zukunft entgegenging, nicht leicht, da er viele Freunde zurückließ, denen er, nach seinem eigenen Geständnis, „durch die innigste Sympathie verbunden war". Besonders schwer fiel ihm die Trennung von einer sehr kranken Freundin, die er im Tagebuch mit H—e be-

---

1) Vergl. Tagebuch 1787: „d. 24. Mai Spaziergang mit Böck in der Milau. Er erzählte mir einen merkwürdigen Theil seiner Lebensgeschichte. Iflands, B—s und B—ls Cabalen gegen ihn. Um seiner Verbindung mit Schröder entgegenzuarbeiten, sprengte Ifland in Hamburg aus: Böck sei zwar ein großer Schauspieler; aber schade! daß er keinen Abend mehr nüchtern sei! — Beck, der kurz darauf nach Hamburg kam, mußte das nemliche wiederholen". Mit den beiden Abkürzungen sind sicher Beck und Beil gemeint.

2) In einem Brief aus Genf vom 22. Februar 1818: „Du und ich haben zwei Leben gehabt; ein Sclaven- und ein Königleben — Ich Bern, du Manteufel, dann ich Genf, du Stuttgart und dein Liebchen". Die Stelle fehlt natürlich in der von Matthisson besorgten Ausgabe von Bonstettens Briefen.

zeichnet und von der wir aus anderen Quellen nichts erfahren. Zum ersten Mal wird sie am 1. Januar 1786 erwähnt; am 14. April folgt dann die Bemerkung: „Rührende Scene mit H—e“. Als er den 19. Juli 1787 von Mannheim nach Heidelberg kam, schrieb er ein: „bei meiner Zurückkunft nach Heidelberg, hörte ich zu meinem großen Vergnügen, H—e sei aus dem Wilhelmsbad wiederzurückgekommen“. Nachdem er noch einen Abend mit ihr verlebt hatte, über den er in seinen Aufzeichnungen mit dem Zitat aus Petrarka: „Dolce nella memoria“ urteilte, schlug am 26. Juli die Scheidestunde: „Ich verließ H—e ohne Lebewohl und ohne Hofnung des Wiedersehns, denn das Ziel ihrer Leiden kann nicht mehr fern seyn“. Auch auf der Reise erinnerte er sich oft der Kranken, der er wohl nie wieder im Leben begegnet ist; so finden wir am 4. August die Bemerkung: „Ich machte einen Gang vors Thor und sahe auf einem kleinen, blumenvollen Hügel, an den ein Tannenwäldchen stieß, die Sonne untergehn. Ich gedachte, beim stillen, ruhigen Hinabsinken, meiner armen, kranken H—e und ihres trüben Geschicks. Fühltest du's nicht, theure Seele, daß dein entfernter Freund dich rief? —“ Wer nun diese H—e war, läßt sich nicht bestimmen, da sie sonst nirgends erwähnt ist. Höchstens könnte man die Vermutung aufstellen, daß das Gedicht „Die Trennung. An Henriette“ (90) auf sie zu beziehen wäre; doch stehen dem einerseits inhaltliche Gründe entgegen, da die hier Besungene nicht leidend ist, vielmehr von ihr angenommen wird, daß sie den Dichter einst überlebt, andererseits ist dieses Lied bereits im Vossischen Musenalmanach von 1787 gedruckt, also spätestens 86 entstanden und kann daher unbedingt nicht auf die letzte Trennung Bezug nehmen. Auf jeden Fall hat diese Neigung schwerlich einen nachhaltigen Einfluß auf seine Poesie ausgeübt, da uns Liebeslyrik aus diesen Jahren überhaupt kaum erhalten ist.

Bereits im Anfang des Jahres 87 [1]) hatte Matthisson,

1) Im Tagebuch hat Matthisson nachträglich gleich hinter der

ermuntert durch den Grafen Manteuffel, eine neue Sammlung seiner Poesien erscheinen lassen, durch die er seinen Dichterruhm begründete. Nur wenig mehr als die Hälfte der in der Dessauer Ausgabe enthaltenen Gedichte wurde der Aufnahme würdig befunden und zwar nicht ohne oft sehr erhebliche Änderungen. Für die meisten Lieder bedeuteten diese eine wirkliche Verbesserung: die allzu schwülstigen Verse wurden umgestaltet oder ganz fortgelassen, die durch die Länge ermüdenden Stücke gekürzt. So fiel in der „Wonne der Liebe“ (39) die Schlußstrophe fort, in der sich jene Übertreibung vom Todeskuß befand, und die „Elegie“ (49) mußte sich eine Verkürzung um fünf Strophen gefallen lassen. In der „Elegie an die Ruhe“ (48), die diesen mehr dem Inhalt entsprechenden

---

Jahreszahl 1787 vermerkt: „Herausgabe meiner Gedichte“. Da er sich aber in diesen später erfolgten Eintragungen oftmals geirrt hat, ist ein Brief Sanders aus Kopenhagen vom 16. Februar 1787 für die genaue Datierung der Ausgabe von noch höherer Bedeutung; denn er dankt hier für die ihm übersandten Gedichte. Der Anfang dieses interessanten, bisher ungedruckten Schreibens lautet: „Bester Matthisson, meinen freudigen Dank für Deine Gedichte. Ich kannte sie gröstentheils alle. Aber hier, in einen schönen Strauß gebunden, duften sie noch einmal so süß. Es herrscht ein reines Herz, ein liebenswürdiger Enthusiasmus für das Gute und Schöne, eine angenehme Schwermuth, ein seltner Wohlklang in ihnen. Hölty's leergelassener Platz auf unsrer Dichterbank ist Dein; und alle unverdorbnen Herzen hören Dich gern, und lernen Deine Gesänge auswendig“. Übrigens erfahren wir hier auch, daß Matthisson schon damals dem Freunde Mitteilung von der geplanten Reise nach der Schweiz gemacht und ihn ferner um Rat gefragt hatte, ob er den Tasso oder den Ossian übersetzen solle, worauf ihm Sander antwortete: „Den Tasso wünschte ich mir lieber übersetzt. Aber Ossian ist Deiner mahlerischen Phantasie und Deinem ganzen idealisirenden Geiste angemessener. Du wirst uns, wenn Du dabey bleibst, den ersten deutschen Ossian geben. Aber das Buch wird kein Glück machen, denn wir haben der Übersetzungen schon zu viele und unser Publikum versteht keinen Ossian zu lesen. Dächtest Du den Tasso in Prosa zu übersetzen? Dir wäre er in Achtreimen möglich, und würde Lorbeern tragen“. Keins von diesen beiden Projekten scheint zur Ausführung gelangt zu sein; denn wir hören später nie wieder etwas von ihnen.

Titel an Stelle des früheren „Lied der Schwermuth“ erhalten hat, fiel namentlich aus metrischen Gründen die siebente Strophe fort. Nur eine Änderung ist unverständlich: warum hat die „Elegie“ den Zusatz erhalten: „Auf einem Gottesacker geschrieben“? Schon der Kritiker in der Jenaer Litteraturzeitung 1787 No. 231 hat darauf hingewiesen, daß dieser Zusatz unberechtigt sei, da „wir nicht eine Spur lokaler Beziehung drinnen finden“. „Müde sein des Erdewallens“ sei alles, was man darin antreffe, und „dies Gefühl wandle uns an tausend Orten eben so gut als auf dem Gottesacker an“. Unter den 40 neuen Gedichten der Sammlung steht an erster Stelle die seiner Zeit weitberühmte „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben“ (86), die im Mai oder Juni 1786 entstanden sein muß, da wir im Tagebuche unter dem 15. Juni 1786 die Bemerkung finden: „ich sandte la Roche die gedichtete Elegie in den Ruinen . .“. Sie verdankt ihr Dasein der melancholischen Stimmung, die den Dichter ergriff, als er in der Ruine des Heidelberger Schlosses der einstigen Heldengröße gedachte, die hier ihre Triumphe gefeiert und von der jetzt nur noch schaurige Burgtrümmer die letzten Zeugen waren als ein Beweis der Nichtigkeit aller weltlichen Macht und jedes menschlichen Strebens. In den Stanzen dieses von Gray und Stolberg beeinflußten Gedichts tritt uns schon der Hauptvorzug der Matthissonschen Lyrik entgegen: eine äußerst wohllautende, klangvolle Sprache, die den Eindruck größter Formvollendung erweckt und nur zu leicht das Ohr des Hörers besticht. Der leicht und harmonisch dahin fließende Strom der Rede, die Glätte des Ausdrucks reißen uns oft so sehr fort, daß wir die Dürftigkeit der Motive und Gedanken vergessen. In der Beherrschung der Sprache und der Form zeigt sich Matthisson in allen bedeutenden Gedichten als Meister, während die darin enthaltenen Ideen nur selten originell sind und vor allem die einmal gebrauchten Motive sich ständig wiederholen. Doch versteht er es, sie immer wieder etwas zu variieren und

mit einem neuen glänzenden Gewand zu umkleiden. Dies gilt nicht nur von der Bergschloßelegie, sondern von seinem gesamten Schaffen; er ist ein Formkünstler, dessen poetische Erfindung gering ist, der aber die seiner Zeit beliebten Ideen in einer schönen Sprache und in graziöser Form zu bieten weiß.

Im allgemeinen steht die Mannheimer Sammlung unter dem Zeichen des seraphischen Liedes, das die Glückseligkeit in den „Lichtgefilden“ des Paradieses preist und sich nach der Erlösung von dem Leiden und Kummer in diesem „Grabthale“ durch den Tod sehnt. Wir haben bereits gezeigt, wie ähnliche Töne auch schon in früheren Gedichten angeschlagen wurden; aber damals erklangen sie nur vereinzelt, während sie jetzt immer wieder an unser Ohr schlagen. Zu diesen, dem Leben und jeder irdischen Freude feindlichen Liedern, in denen sich der Gram um Rosenfeld und seine Braut widerspiegelt, gehören vor allen die Lieder an Elisa. In der „Unsterblichkeit. An Elisa“ (63) ruft er der Verzweifelnden zu, daß „Seelen, die den Kelch des Glaubens tranken“ sich aus der finstern Schwermut befreien und im Gedanken an die Unsterblichkeit Trost finden. Die letzte Strophe lautet sehr bezeichnend für das dieser Lyrik Wesentliche:

Wohl, o wohl dem liebenden Gefährten
Deiner Sehnsucht, er ist ewig dein!
Wiedersehn, im Lande der Verklärten,
Wirst du, Dulderin, den Langentbehrten
Und wie er unsterblich sein.

Die „Todtenfeier am Grabe Elisas“ (66) ist ein Wechselgesang zwischen Jünglingen und Mädchen und gipfelt in dem Lied mit Harfen, das Selma zu Ehren der „Erhöhten“ anstimmt, die „nach des Erdentages Schwüle“ im strahlenden Gewande der „Heimath ew'ger Ruh“ zuschwebt. Den Liedern, die der Elisa gewidmet sind, schließt sich „Die Vollendung“ (78) an, die aus der gleichen lebensüberdrüssigen Stimmung heraus gedichtet ist. „Wenn ich einst das Ziel errungen habe, In den

Lichtgefilden jener Welt“, hebt dieses Gedicht an, das hinter den andern etwas zurücksteht, da der Dichter in seiner Verzückung zu weit geht und sich in seinen Vergleichen vergreift. So sagt er von sich, daß er der „göttlichen Vollendung“ harre: „Ruhig, wie der mondbeglänzte Hain, Lächelnd, wie beim Niedergang die Sonne.“ Auf die Dauer wirken diese Gedichte ermüdend, in denen immer wieder das gleiche Thema angeschlagen wird. Die Gedanken, die besonders Frau Rowe und Young in England, Klopstock in Deutschland ausgesprochen hatten, tauchen bei Matthisson stets von neuem auf. Nur, was von dem Dichter der Night-thoughts und dem deutschen Messiasverkündiger in umfangreichen Dichtungen unternommen worden war, wußte er zu zerkleinern und ohne deren Wucht und Größe in knapper, gefälliger Form seinen Lesern zu bieten. In sehr enger Beziehung zu dieser Gruppe stehen die Lieder an Laura, die zur gleichen Zeit entstanden sind. Sie unterscheiden sich kaum und sind im gleichen seraphischen Tone gehalten. Obwohl er sich an die Geliebte wendet, ist von irdischer Liebe nichts zu finden; er entsagt allen Freuden dieser Welt und sieht die Fromme, vom Glanze der Gottheit verklärt, einst durch des „Himmels ewigblühende Lauben“ wandeln. Dort, wo die „hohen Hallelujah feiernder Engel tönen“, werden sie sich wiedersehen und, „mit der Palme der Vergeltung“ geschmückt, ungeahnte Freuden genießen (75 und 76). In dem Liede „An Laura, als sie Klopstocks Auferstehungslied sang“ (59), einem der besten aus dieser Gruppe, wird uns die religiöse Ekstase, die Lauras Gesang hervorrief, in farbenreicher, blendender Sprache wirkungsvoll geschildert. Öfter begegnet uns der Wunsch des Dichters, daß Laura „bis zum Wiedersehen im Lichtgewand“ ein „heiteres und lichthelles“ Leben führen möge, von „Freude auf allen Wegen umblüht“. Wo das Lied nicht in weltenfernen Sphären weilt, da tritt Petrarkas Einwirkung mehr hervor, am stärksten wohl in „Lauras Quelle“ (61), das des großen

Italieners Chiare, fresche e dolci acque als Motto trägt. Die meisten dieser Lieder wurden schon bei der Auswahl für die nächste Ausgabe verworfen unter der Begründung, daß sie „bloß petrarchizierend“ wären. Neben diesen beiden Hauptgruppen, die im wesentlichen den Jahren 1782/85 angehören, treten die übrigen Poesien etwas zurück. Beachtenswert durch Form und Inhalt sind vor allem die beiden großen Hymnen: „An die Phantasie“ (72), die Klopstock gewidmet ist, und „An die Hofnung“ (73), dem Grafen Manteuffel zugeeignet. Sie sind in freien Rhythmen verfaßt und tragen am sichtbarsten den Stempel von Klopstocks Muse an der Stirn. Diese beiden Experimente, die ohne Wiederholung blieben, sind auf den unmittelbaren Einfluß des verehrten Meisters zurückzuführen, da sie in Hamburg unter dem frischen Eindruck seiner Reden und Lehren gedichtet wurden. Die Gruppe der deskriptiven Gedichte, deren Anfänge wir schon in den früheren Sammlungen bestimmen konnten, wird auch in dieser um allerdings nur wenige Stücke bereichert. Hier sind zu nennen zwei Gedichte, die den gleichen Titel „Der Frühlingsabend“ tragen; das erste (47) hat einen stimmungsvollen Eingang und zeichnet mit wenigen sicheren Strichen die von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtete Natur, doch wird durch die sentimentale Schlußstrophe:

Schmachtendes Sehnen nach des Tags Erwachen,
Dem kein sterbender Abendglanz wird folgen,
Trübt den Blick mir unter des jungen Frühlings
Duftenden Blüthen!

die durch den Anfang erzielte Wirkung wieder vernichtet. Außerordentlich charakteristisch für die „malende“ Poesie Matthissons und schon ganz im Stile der späteren Gedichte dieser Art ist die „Beruhigung“ (85), an der er unablässig gearbeitet hat, um sie noch zu verbessern, und die fast in jeder Auflage eine andere Fassung erhielt. Das ganze Gedicht ist eine einzige ungeheure Periode, die sich über die sämtlichen 32 Verse erstreckt,

obwohl diese in vier Strophen eingeteilt sind. In dem Vordersatze, der 20 Zeilen umfaßt, werden die Stätten angegeben und kurz geschildert, wo uns die „Beruhigung“ zu teil wird, und zwar geschieht dies in der einförmigsten Weise, indem der Satz achtmal hintereinander mit einem Wo . . . . anhebt. Der Nachsatz gibt hierauf die Antwort:

Da, da wandelt von den Spielen
Angestaunter Thorheit fern,
Unter ahndenden Gefühlen,
Schwermuth, dein Vertrauter gern!

Allerdings steht hier ein Ausrufungszeichen, doch darf man sich dadurch nicht täuschen lassen; denn dem Sinne nach geht der Satz weiter:

Da erfüllt ein stilles Sehnen
Nach des Grabes Ruh sein Herz,
Da ergießt in heißen Thränen
Sich der Seele banger Schmerz.

Die monotonen Wo-sätze am Anfang enthalten in rascher Folge die Aufzählung der in der Lyrik der Zeit beliebten Naturplätze: dunkle Buchengänge im Vollmondschimmer, schroffe Felsen mit Epheu, halbverfallner Turm mit einem verlassnen Bäumchen und der schauervoll klagenden Eule, sterbende Gesträuche im Nebel, dürres Rohr am trüben Erlenteiche, der in wildverwachsenen Gründen dumpf widerhallende Waldstrom, zuguterletzt noch die im Zypressenhaine um den frühverlornen Freund weinende Sehnsucht. Man sieht, alle gangbaren Motive sind in schönen Worten aneinandergereiht; ein Bild jagt das andere, alles nimmt der Dichter nur flüchtig auf, um es sogleich wieder fallen zu lassen. Durch diese Unruhe verliert das Ganze an Anschaulichkeit, und wir kommen zu keinem wahren Genusse trotz der schönen Form, in die die einzelnen Gedanken gekleidet sind. Auf dies Gedicht ist so ausführlich eingegangen worden, weil uns hier schon alle die Mängel entgegentreten, die wir auch

in den späteren Liedern dieser Gattung zu tadeln haben werden.

Hatten alle die bisher erwähnten Poesien schon ihre Vorläufer in den früheren Ausgaben, waren sie also nur eine Fortentwicklung des bereits Vorhandenen und nicht eine Erweiterung der Matthissonschen Lyrik — abgesehen von dem Gedicht „An einen Maler“ —, so taucht in dieser Sammlung ein Lied auf, das ein erhöhtes Interesse beanspruchen darf, da es als erstes einen langen Reigen verwandter Gedichte eröffnet, die an der Wende des Jahrhunderts dem Dichter die schärfsten Angriffe von der jungen Schule eintrugen. Es ist „Die Elfenkönigin“ (92), worin die Herrscherin der Elfen ihre luftigen Scharen „zum Sommermondscheinball“ „im thaubeperlten Grün“ aufruft. Fragt man zunächst, welche Gedanken für den Poeten bei der Abfassung des Liedes maßgebend waren, so kann die Antwort nur lauten: sich ganz dem Spiele seiner Phantasie überlassend und das Tote in der Natur mit kleinen Zauberwesen belebend, wollte er uns in graziösen Rhythmen ein liebliches Bild von dem geheimnisvollen Weben und Treiben im nächtlichen Walde vorführen. Ist ihm dies in der „Elfenkönigin“ gelungen? Nur zum Teil, obwohl dies Lied, namentlich in der umgearbeiteten Form, zu den besten der ganzen Gattung zu rechnen ist. Zunächst erregt schon das Metrum Bedenken; es ist bei weitem nicht leicht und flink genug, um in uns die Vorstellung des Elfenhaften zu wecken. Wie das Versmaß ist auch die Sprache zu schwerfällig; diese erdrückenden Komposita, die oft einen ganzen Vers beanspruchen, hemmen den leichten Fortgang des Ganzen. Man beachte nur: „Im grauen Mettenfädleinkranz“, „Zum thaubeperlten Grün“, „Beim Sommermondscheinball“, „Im Mettenfädleinkranz“, „Im zirkelrunden Gleis“, die am meisten stören. Es kommt hinzu, daß bei einem Gedicht, in dem alles auf Klangschönheit und Formvollendung beruht, sofort jegliche Wirkung in Frage gestellt wird, wenn unreine oder mangelhafte Reime unser Ohr ver-

letzen. Dies ist leider in hohem Maße der Fall; Reime wie Moos: Sproß: Schooß; Höh'n: See'n; Grün: Königin; Ball: Thal; leicht: entsteigt: geigt; Nachtigall: Mahl durften nicht vorkommen. Nur zwei Drittel der Reime sind in der ersten Fassung rein. Aber auch inhaltlich ist eine Strophe unbedingt abzulehnen. Wenn uns erzählt wird, daß die zarten Elfen das Mark von Schmetterlingen, die durch Jungfrauen gefangen wurden, und das Hirn von Nachtigallen zum Mahle bereiten, so wirkt dies abstoßend und harmoniert nicht mit dem Bilde, das wir uns von ihnen nach den voraufgehenden Versen gemacht haben. Alle hier gerügten Mängel hat auch der Dichter selbst empfunden und sich bemüht, sie in den folgenden Ausgaben, soweit es möglich war, zu beseitigen. Er strebt nach einer größeren Beweglichkeit der Sprache, tilgt die allzu schweren Zusammensetzungen und sucht die Reime zu bessern. Man vergleiche zum Beispiel die Verse 22—25 in den beiden Fassungen:

M:	Z_1:
Beim Sommermondscheinball,	Uns wölbt der Nessel Dach
Am Quell im Erlenthal,	Ein sich'res Tanzgemach,
Umschleiert unser Chor	Ein weisser Nebelflor
Ein weisser Nebelflor;	Umschleiert unser Chor.

Man wird zugeben, daß durch die Beseitigung des schlechten Reimes und des schweren Kompositums die Verse in Z_1 sehr gewonnen haben. Daß sich nicht alles ändern und bessern ließ, versteht sich von selbst; wie radikal er aber doch vorging, erhellt daraus, daß, nachdem er durch kleine Änderungen die fünfte Strophe ohne Erfolg hatte erträglicher machen wollen, er sie in Z_3 schließlich ganz aufopferte und dadurch die Einheitlichkeit des Ganzen sehr förderte. Fassen wir zusammen: trotz aller Verbesserungen in den späteren Ausgaben hat das Gedicht infolge des unvorteilhaften Metrums, der immer noch ziemlich häufigen unreinen Reime und der ungenügenden Beweglichkeit der Sprache nicht den Grad von Vollkommenheit erreicht, wie dies zu wünschen gewesen wäre

bei einem Liede, in dem die Schönheit der Form den Mangel an tiefem Gehalt ersetzen muß. Schiller ist allerdings für dieses Gedicht in seiner berühmten Kritik zu einem verschiedenen Resultat gekommen, wenn er sagt, daß „alles so leicht, so duftig, so ätherisch“ ist, „wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings sein muß“.

Die Aufnahme, welche die Mannheimer Sammlung in der deutschen Kritik fand, war durchaus aufmunternd und freundlich. Großes Lob wurde z. B. dem jungen Dichter in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (Anhang zu dem 53.—86. Bande, Stück I, S. 485) in einer oberflächlichen Besprechung gespendet. Der Rezensent der „Gothaischen gelehrten Zeitungen“ (1787, Bd. I, S. 196 ff.) faßt sein Urteil dahin zusammen, daß eine ganze Reihe von Gedichten „wahren poetischen Werth und das Gepräge unverkennbaren Dichtergeistes“ habe. Die beste und eingehendste Kritik erhielt Matthisson in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“ (1787, Nr. 231), in der die Licht- und Schattenseiten seiner Lyrik mit gerechtem Urteile gegeneinander abgewogen wurden. Die Lieder seien gefällig, aber, da der Ideenkreis nur klein sei, wirke vieles auf die Dauer ermüdend. Die Verwandtschaft mit der Höltyschen Dichtung wird hier sowohl als auch in den beiden vorgenannten Kritiken ausdrücklich betont. Mehrere Lieder werden als besonders gut angeführt, die „Beruhigung“ sogar wird ganz eingerückt. Das abschließende Urteil lautet, daß diese Sammlung als „ein nicht unbeträchtlicher Zuwachs“ der neueren deutschen Lyrik anzusehen sei.

Inzwischen war Matthisson schon auf der Reise in die Schweiz. Den Weg zum Bodensee nahm er über Stuttgart, wo er Conz, Schubart und Huber kennen lernte, und die alte Reichsstadt Ulm, in der er sogleich Miller aufsuchte. Nach seiner eigenen Angabe fand er ihn ganz so, „wie er sich irgendwo im Burgheim schildert“; vor allem erkundigte sich der Dichter des „Siegwart“

nach Klopstock und seinen ehemaligen Bundesbrüdern, Voß und den Stolbergs, an denen er noch mit ganzer Seele hing. Den 5. August langte Matthisson in Lindau an; erst nach einem mehrtägigen Aufenthalt an den Ufern des herrlichen Sees fuhr er zu Schiff nach Schaffhausen weiter, um den Rheinfall zu besichtigen. Von hier reiste er nach Zürich, wo er am 12. August eintraf. Sein erster Gang war zu Lavater, mit dem er schon als Schüler von Kloster Berge in Briefwechsel getreten war und dessen persönliche Bekanntschaft er in Heidelberg gemacht hatte. Zu seinem Erstaunen wurde er mit großer Kälte und Zurückhaltung aufgenommen, was um so mehr auffiel, als ihm Lavater früher stets mit herzlicher Wärme begegnet war. Ein desto freundlicherer Empfang wurde ihm bei dem Ratsherrn Füßli zu teil, der es sich nicht nehmen ließ, ihn als seinen Gast zu betrachten, und in dessen fröhlichem Familienkreis er glückliche Stunden verlebte. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft pilgerte er mit seinem liebenswürdigen Wirte zu Geßner, dem Einsiedler im Sihlwald, und bewunderte eine von dessen Landschaften, die gerade vollendet war und nach seinem Urteil zu den vortrefflichsten gehörte, die er je gesehen. Bis zum 24. August weilte er in dem ihm schnell vertraut gewordenen Zürich; dann aber hielt es ihn nicht länger, und er eilte in die Arme seines geliebten Bonstetten, auf dessen bei Bern gelegenem Landhause er am 13. September in aller Frühe eintraf. „Voilà que de très-grand matin“, so berichtet der Freund in seinen „Souvenirs“ [1]), „mon domestique vient m'éveiller pour me dire qu'un étranger était là qu'il voulait me voir. C'était Matthisson qui, avec la noble confiance de l'amitié, venait s'établir chez moi.“ Doch sollte der Aufenthalt in Bern nicht von langer Dauer sein; denn am 24. Oktober brach man mit Sack und Pack auf, um sich nach dem Schloß von Nion zu begeben, wo Bonstetten als Landvogt eine Präfektur zu verwalten hatte. An diesem am Genfersee

1) Paris 1832, S. 108/109.

gelegenen und von der entzückendsten Landschaft umrahmten Orte war es Matthisson beschieden, zwei Jahre ohne jede quälende Existenzfrage in der glücklichsten Sorglosigkeit zu verbringen, nur seiner Poesie und wissenschaftlichen Studien hingegeben. Unter dem überwältigenden Eindruck, den die majestätische Schönheit der Alpen auf ihn machte, in der Freiheit und Ungebundenheit, nach der er sich lange gesehnt hatte, an der Seite des begeisterten und liebevollen Freundes nahm seine Dichtung einen großen Aufschwung; in rascher Folge trat hier eins seiner Hauptwerke nach dem andern zu Tage. Noch in Bern entstand auf dem nahen Gurten eins seiner berühmtesten und besten Gedichte, das „Elysium“ (am 20. September). Bald folgten die „Elegie am Genfersee“, „Adelaïde“, das „Opferlied“ und die großen deskriptiven Gedichte, durch die er den meisten Ruhm erntete.

Während dieser Zeit ging in Matthisson eine große Wandlung vor. Durch seine Beschäftigung mit der antiken Philosophie und Literatur einerseits und durch die naturwissenschaftlichen Studien andererseits, zu denen er vor allem durch den berühmten frommen Naturforscher Bonnet angeregt wurde, vertiefte er wesentlich seine Kenntnisse. Seine Anschauungen erweiterten sich; er suchte die engen Schranken, in denen sich bisher sein Geistesleben abgespielt hatte, zu durchbrechen, und dies trat namentlich in dem Bestreben hervor, sich religiös zu befreien und von dem einseitigen Standpunkte abzukommen, den er bisher, noch unter dem Einfluß seiner Jugenderziehung, in allen Fragen des Glaubens eingenommen hatte. In Verbindung hiermit verschwand jetzt das seraphische Element aus seinen Dichtungen, das ja das charakteristische Kennzeichen der letzten Sammlung gewesen war. Er gibt es auf, in einer gen Himmel gerichteten Weltflucht mit Klopstock zu wetteifern und in dessen überirdischen Gedanken zu schwelgen. Seine Muse wandelt nun nicht mehr in „Edens Lichtgefilden“, wo die

Ströme des Lebens fließen und die Engelharfen ertönen. Die Triumphgesänge der an Gottes Thron Verklärten sind verhallt; die Siegespalmen, die Überwinderkränze und all das Rüstzeug, womit die geschäftige Phantasie religiöser Gemüter den Himmel erfüllt hatte, sind geschwunden und mit ihnen das sehnende Schmachten nach des Tages Erwachen, dem kein sterbender Abendglanz mehr folgt. Er schöpft nun nicht mehr, worin er ja auch Klopstock gefolgt war, aus dem unerschöpflichen Reichtum der Bibel. Vergeblich suchen wir in den späteren Gedichten die Jehova, Adam, Eva, Kain und Abel, die Seraphim und Cherubim, denen man in der Jugendlyrik auf Schritt und Tritt begegnete. Kann eine solche Rückkehr aus transzendentalen Sphären in die irdischen Gebiete, ein solches Zurücktreten der einseitig entwickelten religiösen Phantasie nur als seiner Kunst förderlich bezeichnet werden, so ging leider eine andere Wandlung gleichzeitig nebenher, die seiner Poesie schließlich mindestens ebenso verhängnisvoll wurde.

Die eifrige Lektüre der griechischen und lateinischen Schriftsteller, das anhaltende Studium der klassischen Kunst hatten ihn mehr und mehr der Antike zugeführt und mit einer Begeisterung für deren Schöpfungen erfüllt, daß bald nichts mehr gegen den übermächtigen Einfluß des Altertums aufkommen konnte. Dieser Zug zur Antike kann uns ja nicht Wunder nehmen in einer Epoche, in der alle Gebildeten unter Vorantritt der führenden Geister sich dem klassischen Altertum zuwandten und von der Kunst der Alten eine Renaissance der deutschen erhofften. Doch läßt sich nicht sagen, daß Matthisson wirklich in das Wesen der Antike eindrang, daß er deren Kultur nach ihrem innersten Werte in sich aufnahm und deren Geist in seinen Dichtungen neu erstehen ließ. Die Einwirkung zeigte sich in seiner Poesie vielmehr äußerlich in der Übernahme vieler griechischer und römischer Fremdwörter, die in der deutschen Sprache völlig ungebräuchlich sind, ferner in Beziehungen auf Werke

der hellenischen Kunst und in zahlreichen gelehrten Anspielungen aus der antiken Mythologie. Wie er in seinem Jugendschaffen alle Hebel der seraphischen Dichtung in Bewegung gesetzt hatte, so bediente er sich jetzt zur prunkvollen Verzierung seiner Lieder des ganzen klassizistischen Apparates. Anfangs hielt sich diese antikisierende Neigung noch in maßvollen Grenzen, aber bald artete sie in eine unerträgliche Manier aus, daß jede poetische Schönheit schwinden mußte und nur ein eitles Prunken mit aufgestapelten Wissensschätzen übrigblieb. Allerdings begegnen wir schon in den Anfängen seines Dichtens mitunter einem klassischen Namen; aber er ging auch in der Anwendung der Fremdwörter im wesentlichen nicht über das hinaus, was bei den Göttingern üblich war. Eine „Philomele“ läßt wohl einmal ihre Klagen erschallen oder „Luna“ blickt durch die Wipfel der Bäume; auch von „Aurorens Strahlenwagen“ oder „Hespers Kerze“ wird uns berichtet. Fügen wir dann aber noch einen „Morpheus“ und den einen oder anderen antiken Namen hinzu, so sind wir mit der Aufzählung am Ende. Hierin trat seit der Schweizer Zeit ein völliger Umschwung ein, der immer deutlicher zu Tage trat. Jehovas Stelle nahm nun Zeus ein; die Seraphim wurden durch die Grazien ersetzt, Eden durch Elysium, die Ströme des Lebens durch Lethe, den Strom der Vergessenheit; Lyäus und Silen, Cynthia und Endymion, Anadyomene und ihr schalkhafter Sohn, Flora und Vertumnus standen jetzt im Vordergrunde des Interesses. Ja, er ging soweit, daß sich in seiner Vorstellung die antike Götterwelt mit der christlichen Anschauung vom Sein eines höchsten Wesens zu einer Einheit verband, daß Zeus, Jupiter, Jehova, Gott nur verschiedene Bezeichnungen für einen und denselben Begriff waren. Verse wie die folgenden aus dem „Opferliede“ (104) wären in früherer Zeit undenkbar gewesen:

Gieb mir, als Jüngling und als Greis,
Am väterlichen Heerd', o Zeus,
Das Schöne zu dem Guten!

Hier wird als Zeus dasselbe Wesen angerufen, von dem es wenige Zeilen vorher hieß:

O neig' ein gnädig Ohr zu mir,
Und laß des Jünglings Opfer dir,
Du Höchster, wohlgefallen!

Wurde nun dieser antike Schmuck sparsam verwandt, wie dies Matthisson in seinen besten Jahren meist tat, so konnte er wohl auch dem einen oder anderen Gedichte zum Vorteil gereichen, wo er am richtigen Platze war und sich in den Rahmen des Ganzen einfügte. Am günstigsten nimmt sich das antike Element in den Oden aus, vor allem den sapphischen, da es hier in einer gewissen Harmonie zur Form steht, obgleich nicht zu leugnen ist, daß auch in den klassischen Strophen Matthisson bisweilen über das Maß des Erlaubten hinausgeht, wie etwa in den Versen: „Amor Und Lyäus senden ihm (dem die Grazien zürnen) oft des ganzen Tartarus Qualen“ (Die Grazien. An Salis. 123). Sehen wir von den Oden ab, so stehen am meisten im „Elysium“ (101) die vielen Beziehungen auf klassische Sagen in Einklang mit der Idee des Ganzen. Dieses schöne, farbenfreudige Gedicht erschien zuerst im Hamburger Musenalmanache von 1789 in einer Gestalt, die noch einige Mängel zeigte. Um die Verbesserung hat sich Wieland große Verdienste erworben, der bei einer Besprechung im Januarstück des „Deutschen Merkur“ 1789 dieses Lied als das beste der Sammlung hinstellte und es einer eingehenden, sehr umfangreichen Kritik würdigte. Er lobte vor allem „die fast ununterbrochene Melodie der Empfindung“ und den „reinen Zusammenklang der Bilder, der Sprache, des Rhythmus und des Reims“. Er charakterisierte das Gedicht als „einen leichten, lieblichen Morgentraum, aus den anmuthigsten Bildern, wie aus elysischen Blumendüften gewebt, eine magische Vision, so geistig-sinnlich, so transparent, so unwesentlich, so süßtäuschend, wie Elysium selbst“. Nach der allgemeinen Würdigung geht Wieland auf die Einzelheiten ein und weist nach, daß

der Verfasser von der zweiten Stanze ab bis zur ersten Hälfte der vierten mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Der Grund hierfür liege in der allzu langen Periode, die sich über 20 Zeilen erstreckt und statt deren zwei oder drei gebildet werden müßten. Die Konstruktion mit „Wo . . .“ in Zeile 15 beherrsche elf Verse und wäre in Gedanken immer wieder zu ergänzen. Was er hier Matthisson zum Vorwurf macht, ist durchaus berechtigt; diese mit „wo“ eingeleiteten Satzungetüme, die unser Dichter sehr liebt, überlasten das Gedächtnis des Lesers in einer Weise, daß beim Einsetzen des Hauptsatzes das Meiste, was vorher gesagt, bereits vergessen ist. Eine ebenso ungefüge Periode hatten wir schon in der „Beruhigung“ getadelt, und wir werden finden, daß ein ähnliches Mißverhältnis der Satzglieder uns noch öfter in den Gedichten begegnet. Auf diese Kritik hin hat Matthisson sich an eine Umarbeitung der ersten Hälfte des „Elysiums“ gemacht, durch die das Gedicht außerordentlich gewann. Die lange Periode wurde in mehrere kleine Sätze verteilt; hatte Wieland gesagt, daß die „verschwiegne Lethe“ nicht „rollen“ dürfe, wie dies in der ersten Fassung der Fall war, so finden wir jetzt, daß die „heil'ge Lethe wallt“. Vor allem aber ist eine neue Strophe zwischen der dritten und vierten eingeschoben worden, da Wieland gemeint hatte, daß „Psyche, die sich dem Thale, wo Lethe rollt, erst naht, nicht so plötzlich schöpfen und trinken sollte, ehe sie noch am Ufer angekommen sei“. Zum Dank für die Förderung, die ihm durch die ausgezeichnete Kritik zuteil wurde, schickte Matthisson seine neue Fassung an Wieland, der sie im Neuen Teutschen Merkur 1790, Band I, S. 100 ff., veröffentlichte. Zweifelsohne ist das „Elysium“ in der überarbeiteten Form eine der gelungensten Schöpfungen unsres Dichters. Es bezaubert durch die Harmonie des Aufbaus, die Vollendung der Sprache und den hohen musikalischen Gehalt. Auch die Reimtechnik ist tadellos, wenn wir von zwei unreinen Reimen in der ersten

Strophe absehen, in der überhaupt etwas zu stark aufgetragen wird. Da der Dichter eine überirdische Landschaft zu malen hatte, bei deren Schilderung er nicht mehr an die Verhältnisse auf unserer Erde gebunden war, so konnte er seiner farbenfreudigen Phantasie die Zügel schießen lassen, ohne befürchten zu müssen, durch ein Übermaß des Kolorits die Wirkung der Bilder zu beeinträchtigen, wie das in vielen seiner Gedichte der Fall ist. Noch begeisterter als Wieland huldigte Schiller dem Dichter dieses Liedes, wenn er in seiner Kritik sagt: „Wer eine Phantasie, wie sein Elysium komponieren kann, der ist als ein Eingeweihter in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt“. Auch Bürger erklärte dies Gedicht für das beste, als Matthisson den totkranken Dichter im Februar 1794 besuchte. Die Schilderung, die uns in Matthissons „Briefen“, Bd. II, S. 119—120, von dieser Unterredung am Sterbelager des Schöpfers der „Lenore“ gegeben wird, ist tief ergreifend. Lassen wir Matthisson selbst das Wort: „Sie haben vier Verse gemacht“, sagte Bürger, „die mich oft getröstet haben, und für die ich Sie einen Griff in meine Gedichte möchte thun lassen, welchen Sie wollten:

Psyche trinkt, und nicht vergebens!
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab.

Er deklamierte diese Zeilen, die ganz ausdrücklich für seine gegenwärtige Lage gedichtet zu sein schienen, so gedämpft und leise, daß sie von den Ufern der stillen Lethe selbst, in Geistertönen, heraufzuwehen schienen“.

Außer dem „Elysium“ stand noch im Musenalmanach von 1789 die „Elegie, am Genfersee geschrieben“, 12 Strophen aus dem später auf 43 Strophen angewachsenen Gedichte „Der Genfersee“ (105), dem Schiller in seiner Besprechung das Hauptinteresse zugewandt hat und das wir daher nach seinem Entwicklungsgang genauer unter-

suchen wollen. Es ist keine einheitliche Komposition, sondern in drei Abschnitten entstanden, die nacheinander in den Vossischen Almanachen von 1789, 90 und 91 zum Abdruck gelangten. In der ersten Fassung begann das Gedicht ohne jede Einleitung sofort mit der Schilderung der schauervollen Wildnis, die einst die heute so anmutigen Fluren am Genfersee bedeckte:

Einst wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Schiller hat diese und die folgenden Strophen überschätzt, wenn er von einem „prachtvollen Eingange“ sprach. Das Bild, das uns vorgeführt wird, ist phantastisch und wenig anschaulich. Der Dichter schwankt zwischen zwei Auffassungen hin und her: bald stellt er sich die Gegend als eine „Wildnis“ (v. 35) vor, in der „Thiergeheul“ erschallt, „der Bär in Felsenklüften haust“ und Büffel leben; bald schwebt ihm die Schöpfungsgeschichte aus der Bibel vor, und er spricht vag von „dieses Chaos alter Nacht“ (v. 53), von „Wüstenei'n, Voll trüber Nebeldämmrung“, auf die der Mond seinen „zweifelhaften Schein“ gießt wie „Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer“ (v. 50). Nach dieser Schilderung läßt der Dichter vor unseren Augen das „Paradies“, „voll erhabner Pracht“, sich entfalten, das heute den Genfer-See umgibt, damit durch den Gegensatz zwischen dem Einst und dem Jetzt die Schönheit der gegenwärtigen Landschaft um so schärfer hervortrete. Der gleichen Kontrastwirkung hatte sich Matthisson bereits in dem Jugendgedicht „Der Hügel“ bedient; später wird derselbe Gedanke noch einmal flüchtig in der „Petersinsel“ berührt, deren Eingangsverse lauten:

Wohl hat, o glückliches Eiland! ein mildes Gestirn dir gelächelt,
Als deiner Wildnis der Tag heitrer Entödung erschien.

In bezug auf dieses Hauptmotiv der Elegie hat nun Aug. Wilh. Schlegels Athenäumskritik (Athenäum Bd. III, S. 139; Werke ed. Böcking XII, 55—69) mit Recht dar-

auf hingewiesen, daß die Schilderung der Wildnis aus Johannes Müllers „Geschichte der Schweizer“ Bd. I, S. 3 und 4, entlehnt ist. Da die Abhängigkeit bisweilen fast wörtlich ist, seien hier die Hauptstellen mit den Matthissonschen Parallelen hergesetzt. Müller, der immer, gerade wie unser Dichter, von dem „Rhodan“ und dem „Leman“ spricht, sagt Seite 3: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, durch eine verborgene Ordnung von Ursachen und Würkungen, Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, die Wasser aber mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben: . . .“ „Endlich warf die Sonne die ersten Stralen auf den Fuß dieses Gebürges: . . .“. Wie sich Müller dies alles gedacht hat, ob er wirklich sagen wollte, daß anfangs die Erde in Finsternis gehüllt war, bis plötzlich die Sonne sie mit ihrem Licht überflutete, kann uns hier gleichgültig sein; auf jeden Fall hat ihn Matthisson so verstanden; darum ist bei ihm die Rede von des „Chaos alter Nacht“, deren Dämmerung matt vom Monde erhellt wird. Müller fährt nun fort, nachdem er die Gegend von der Sonne beleuchtet sein läßt: „Hierauf erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfang die namenlose Wüste (Matthisson: „Wüstenei'n“ v. 51) mit schwarzem Wald („schauervoller Haine Nacht“ v. 32); über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen (v. 47) standen kalte giftige Nebel, („Voll trüber Nebeldämmrung“ v. 52) . . . die Elemente kämpften um die unbeständigen Küsten (die „großen Harmonien der Wildniß“ v. 35, „Orkan“, „Donnerschläge“ v. 36). Ausser dem Schrey des Lämmergeyers in einer Felsenklufft, und ausser dem Gebrülle der Aurochsen und Gebrumme großer Bären, („Wo nur der Bär in Felsenklüften hauste“ v. 46; „Ein Uhr mit wilder Lust“ v. 48), war viele hundert Jahre hindurch traurige Stille in dem lebenlosen Lande gegen Mitternacht“ („Die Oede schwieg“ v. 45). Die Nachahmung ist ganz offenkundig; während aber bei Müller doch eine Spur von Entwicklung vorhanden ist — erst die Finsternis über

den Wassern, dann die Sonne mit ihren Strahlen und schließlich die Vegetation und die Tierwelt —, geht in der Darstellung unseres Dichters alles durcheinander. Wenn wir nun noch für die ursprünglich erste Strophe ein Gegenstück bei Müller finden, so haben wir Matthissons Unselbständigkeit für die ganze Einleitung nachgewiesen. Im 2. Kap. S. 13 steht zu lesen: „aus dem allergeheimsten Winkel der Erde, von den Pforten und aus den Wohnungen ewiger Nacht, wälze der Fluß Rhodan seine Fluthen in stürmische Seen, längsthin an dem traurigen Lande der Celten". („Einst wälzte ... Der Rhodan seine Wogen trauernd fort, Von schauervoller Haine Nacht umgeben.") Es lag ja auch für Matthisson sehr nahe, das Werk des großen Historikers zu benutzen; hatte er ihn doch persönlich kennen gelernt, und standen sie ferner durch den gemeinschaftlichen Freund Bonstetten in engen Beziehungen.

An die landschaftliche Darstellung schlossen sich in der ersten Fassung der „Elegie" unmittelbar die Strophen 20 und 21, dann 36—38, in denen der Dichter den Wunsch ausspricht, daß einst am Genfer See seine kleine Hütte stehen möchte, wo er fern vom Weltgetümmel ein friedliches Leben führen und in Ruhe seine Tage beschließen könnte. Aus der Erkenntnis heraus, daß die fünf letzten Strophen zu schroffe Übergänge enthielten, hat Matthisson im Jahre 89 das Gedicht bedeutend erweitert: aus den 12 Strophen wurden 31. Doch hat es hierdurch keine Verbesserung erfahren. Vor den alten Anfang wurde als Einleitung eins der uns schon bekannten Periodenungetüme geschoben, das sich durch 28 Verse wälzt. Auf den Anruf: „An deinen Ufern" folgen sieben mit „wo" beginnende Relativkonstruktionen, die mit Ausnahme der letzten stets eine ganze Strophe beanspruchen. Endlich, nachdem wir die drei einleitenden Wörtchen längst vergessen haben, wird in der 27. Zeile der Hauptsatz fortgeführt:

O See! schwebt mein Gesang in jene Zeit,
Da menschenleere Wüsten dich umfingen.

Daß es sich um den Genfer-See handelt, der hier verherrlicht wird, können wir überhaupt erst aus der achten Strophe entnehmen. Der Dichter muß es selbst gefühlt haben, daß dieses weitschweifige Präludium dem Gedichte nicht zum Vorteile gereicht; denn er hat in den Ausgaben Z_3 und Z_4 drei Strophen gestrichen. Allerdings tat ihm diese Kürzung bald leid: in den späteren Sammlungen sind sie wieder eingesetzt, vielleicht mit Rücksicht darauf, daß in ihnen gerade den Freunden Bonnet und Bonstetten gehuldigt worden war. Zwischen die 7. und 8. Strophe des ursprünglichen Gedichtes wurde eine 16 Verse lange Rousseau-Apotheose eingeschoben, die als mißglückt bezeichnet werden muß. Gleich zu Anfang wird uns ein kleines Rätsel aufgegeben:

Wo er, um dessen heil'gen Aschenkrug
Ein edles Weib den schönsten Kranz gewunden.

Wer ist dieses edle Weib? Daß es Frau von Staël sein soll, wird uns erst aus einer Anmerkung klar, die wegfallen konnte, als in Z_3 folgende Verbesserung eintrat:

Wo jener, dessen heil'gen Aschenkrug
Mit Eichenlaub die Wahrheit selbst umwunden.

Nach der 9. Strophe sind acht klägliche Verse eingesetzt worden, die bald wieder der Vergessenheit anheim fallen sollten. In ihnen wird der Gedanke ausgeführt, daß der Dichter sich „in jedem Schöpfungsraum“ aus den „Himmeln“ des Genfer-Sees verbannt wähnen würde:

An Aetnas Flammenschlund! in Tiburs Hain!
In Napels Feenwelt! auf Hellas Gipfeln!
Am Seinestrand! Am königlichen Rhein!
Am Quell Petrarkas! unter Windsors Wipfeln!

Und selbst in deinem Schooß, du, dessen Höhn,
Die mir als Kind gegrünt, ich fromm verehre:
O Dorf, wo ich das erste Licht gesehn,
Geliebter Schauplatz meiner ersten Zähre!

In der ersten Strophe eine monotone Aufzählung von berühmten Gegenden, die in allen Richtungen der Windrose gesucht werden. Die zweite Strophe wird durch

den ganz unmöglichen Periodenbau schon gerichtet, selbst wenn wir über die geschmacklose Sentimentalität am Schluß hinwegsehen. Da Matthisson selbst einsah, daß er hier entgleist war, ging er beharrlich noch einmal an die Arbeit: er ließ die zweite Strophe ganz fallen und machte aus der ersten ganze 14 neue Strophen, die er unter dem Titel „Fragment“ für sich im Almanach von 1791, S. 170 veröffentlichte. Daß durch ein solches Verfahren die Einheitlichkeit des Ganzen durchaus vernichtet wurde, mußte selbst Schiller in seiner allzu freundlichen Kritik einräumen, dem es auch nicht entging, daß die fünf angehängten Schlußstrophen „einen ziemlich tiefen Fall“ bedeuten. Wenn er also zu dem abschließenden Urteile kam, daß „mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie er fürchte, eine vierte nur desto nötiger geworden ist“, so können wir dies in jeder Hinsicht unterschreiben, obwohl gewiß auch durch eine vierte Umarbeitung nichts gebessert worden wäre. Trotz mancher gut ausgeführten Einzelheit, trotz der blendenden Sprache und aller aufgewandten rhetorischen und dialektischen Künste ist das Gedicht als Ganzes verfehlt, da es der inneren Einheit entbehrt und durch das Übermaß des Gebotenen ermüdet.

Die „Elegie am Genfersee“ gehört in diejenige Gruppe von Gedichten, die seit dem Aufenthalte in der Schweiz den Hauptbestandteil der Matthissonschen Lyrik bildeten und von denen Wieland schrieb (Neuer Teutscher Merkur 1791, Bd. I, Stck 2, S. 212), daß sie „ihm seine eigene Stelle unter den anmuthigsten Sängern unsers Parnasses auf immer versichern“. „Seine eigene Stelle“ wiederholt er nachdrücklich; denn er „wenigstens kenne keinen, weder in unsrer, noch in einer andern Sprache, der ihm in der Manier, worin seine vorzüglichsten Lieder z. B. die Kinderjahre oder das Mondscheinlied gedichtet sind, zum Muster gedient hätte“. Wenn auch das hierin enthaltene Lob zu weit geht, ist doch einzuräumen, daß Matthisson in seinen deskriptiven Gedichten selbständiger

ist als in den übrigen Gattungen seiner Lyrik. Gewisse Keime dieser Manier lassen sich allerdings bei Hölty und Stolberg nachweisen; aber ihnen fehlt doch das charakteristische Merkmal, das die Lieder dieser Art bei unserem Dichter aufweisen: in den Gedichten der Göttinger ist die Naturschilderung — wie schließlich fast stets in der Lyrik — nicht Selbstzweck, sondern nur das Mittel, um den Leser in die gewünschte Stimmung zu versetzen; mit ein paar Strichen wird die umgebende Szenerie gezeichnet, um aus ihr die Empfindungen und Gefühle des Dichters zu erklären. Das ist zwar bisweilen auch bei Matthisson der Fall, aber nicht in seinen eigentlichen deskriptiven Gedichten: diese sind verfaßt allein um der landschaftlichen Schilderung willen. Wie der Maler in Farben, so malt er in Worten; das reflektierende Element fehlt entweder ganz oder ist völlig in den Hintergrund gedrängt. Und zwar hat er diese „Naturmalerei“ bewußt als etwas ihm Eigenes gepflegt, das in dieser bezeichnenden Form erst durch ihn entwickelt und zur Geltung gekommen ist. In dieser Form; denn eine Gegend mit den Mitteln der Poesie vor das geistige Auge des Lesers zu zaubern, die Natur in ihrem geheimnisvollen Walten zu belauschen und in allen Einzelheiten zu beschreiben, hatte man natürlich schon vor Matthisson versucht; aber dies war bisher in umfangreichen Dichtungen geschehen, entweder direkt in einem Epos, wie es Thomson in seinen „Seasons“ getan hatte, oder doch in Gedichten, die sich dem Epos näherten, wie in Kleists „Frühling“. Matthissons Eigenart beruhte in seinem Vermögen, eine Landschaft in knapper, lyrischer Form darzustellen, aus der Masse des Stoffes, die durch die Koexistenz der Erscheinungen in der Natur bedingt ist, einige Bilder herauszuheben und sie in das enge Gewand des Liedes zu pressen. Hierin lag das Neue in seiner Kunst, das ihn in Verbindung mit dem von seiner Zeit gewünschten sentimentalen Einschlag und seiner großen sprachlichen Vollkommenheit die hohe Stellung unter

den deutschen Lyrikern des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts einnehmen ließ. Ihm war das Glücksloos in den Schoß gefallen, das nur wenigen Dichtern zuteil wird, von der Woge einer allgemeinen geistigen Bewegung getragen zu werden: Natur und Gefühl waren die Schlagwörter der Zeit, und Natur und Gefühl wußte er in einer gefälligen Form seinem dankbaren Publikum darzubringen. Hierdurch gewann er seine, uns heute kaum glaubliche Popularität, hierdurch wurde er zu einem Lieblingsdichter seiner Zeitgenossen, sodaß eine Auflage auf die andere folgte und in einem Vierteljahrhundert etwa zwanzig rechtmäßige und unrechtmäßige Ausgaben seiner Gedichte erschienen. Daß er über das einmal Erreichte hinaus keine Entwicklung mehr hatte, daß er sich stets in dem engen Zirkel der gleichen Bilder bewegte und dieselben Gefühle und Gedanken nur in geringer Variation immer wieder brachte, das entging seiner Zeit, die sich durch die Schönheit der Form bezaubern ließ und das Einseitige seiner Kunst nicht zu durchschauen vermochte. Die enge Begrenzung seines poetischen Könnens, die Unfähigkeit, mit der Entwicklung der Epoche Schritt zu halten und neue Gedanken in seine Dichtung aufzunehmen, konnte erst der jüngeren Generation zu vollem Bewußtsein kommen, die die krankhafte Überschwenglichkeit des Gefühls überwunden und einen schärferen Blick für die großen Mängel der Matthissonschen Kunst hatte, da sie selbst neuen, anders gearteten Zielen zustrebte.

Inhalt der übrigen Arbeit.

Teil I. Kapitel II.

Die Jahre in der Fremde. 1787—1794.

Matthisson als Bonstettens Gast in Nion. Die Beziehungen zu Bonnet. Die „Adelaïde“. Die literarischen Vorbilder für diese Ode. Seine Liebe zu Betti Ribaupierre. Freundschaft mit Salis. Als Erzieher im Hause des Bankiers Scherer in Lyon (1789). Während der folgenden Jahre im Sommer am Genfersee, im Winter in Frankreich. Bekanntschaft mit Friederike Brun. Reise nach Südfrankreich. Liebe zu Luise von Glafey, dem Hoffräulein der Fürstin Luise von Anhalt-Dessau. Verlobung. Hochzeit am 9. September 1793 in Zürich. Unstätes Wanderleben der beiden. Die große Reise durch Deutschland bis nach Kopenhagen, um eine feste Stellung zu gewinnen. Von der Fürstin von Dessau als Lektor und Reisebegleiter engagiert. Seine Liebeslyrik. Schillers berühmte Kritik, in der dreierlei von dem Dichter landschaftlicher Darstellungen verlangt wird: Wahrheit und Anschaulichkeit, musikalische Schönheit, ein gewisser Geist oder Ideenausdruck. Im Gegensatz zu Schiller wird der deskriptiven Lyrik Matthissons Wahrheit und Anschaulichkeit abgesprochen. Die Naturschilderungen sind nach einem konventionellen Schema aufgebaut und entbehren fast stets des individuellen Gepräges. Gewisse Motive kehren immer wieder: Eremitenzellen; Ruinen; düstere Abteien; Geister und Feen. Hinsichtlich des zweiten Punktes ist Schiller im Recht: die Gedichte sind ausgezeichnet durch hohen musikalischen Gehalt und rhythmischen Wohllaut; daher oft komponiert: Beethoven, Schubert. Doch ist betreffs der dritten Forderung zu sagen, daß der Ideengehalt in der deskriptiven Poesie unseres Dichters sehr ge-

ring ist. Das reflektierende Element tritt durchaus hinter dem schildernden zurück. Die bei ihm beliebten Themata finden in der Anschauung der Zeit ihre Begründung: Gegensatz zwischen der Ruhe des Landlebens und dem geräuschvollen Treiben der Stadt; sentimentale Verherrlichung der ersten Jugendzeit (die „Kinderjahre"); Sehnsucht nach dem Tode, durch den wir in die Unsterblichkeit eingehen; die aus der Lethe trinkende Psyche; Elysium.

Teil I. Kapitel III.

An den Höfen von Dessau und Stuttgart. 1794—1831.

In Dessau. Die italienische Reise in Begleitung der Fürstin; die unterwegs entstandenen Disticha. Nach der Rückkehr eheliche Zwistigkeiten, die erst durch die Scheidung ihr Ende finden. Seine Liebe zu Annette von Glafey, der Kousine seiner ersten Gemahlin. Die Lyrik aus diesen Jahren, in der ein Versiegen der poetischen Ader unverkennbar ist, zerfällt in zwei Gruppen: die Spuk- und Geisterlieder; die stark persönlich gehaltenen pessimistischen Gedichte, in denen er sich grollend von der Welt abwendet. Die epischen Versuche sind mißglückt: „Milesisches Mährchen", „Romanze", „Alins Abenteuer". Matthissons Stellung zu den Romantikern. A. W. Schlegels Kritiken; dessen „Wettgesang". Brentanos parodische Gedichte. Justinus Kerner. Matthissons Reisen mit der Fürstin; seine Stellung bei Hofe. Zahlreiche Ehrungen; vom König von Württemberg geadelt. Seine zweite Ehe. Nach dem Tode der Fürstin Luise tritt er in württembergische Dienste und siedelt nach Stuttgart über. Seine literarische Tätigkeit. Die „Lyrische Anthologie". Eifriger Mitarbeiter am Cottaschen Morgenblatt. Die Tübinger Gesamtausgabe. Seine „Erinnerungen". Die Senilia. Tod der Gattin (1824). Die letzten Jahre in Wörlitz bei den Verwandten seiner Frau. Tod am 12. März 1831.

Teil II. Die literarischen Einflüsse.

Matthissons Poesie steht im Zeichen Klopstocks und der Göttinger. In den Gedichten der ersten beiden Ausgaben zeigt er sich in einem solchen Grade von dem „Hain" abhängig, daß man nur von juvenilen Nachahmungen reden kann. Späterhin vermeidet er direkte Nachbildungen ganzer Lieder, doch bleibt er von Klopstock und den Göttingern in der Wahl der Motive durchaus abhängig. Die seraphische Dichtung vor allem durch den Sänger des „Messias" beeinflußt: das Paradies, Gott, Chri-

stus, die Engel, die himmlische Geliebte. Preis Gottes als Schöpfers des Größten und Kleinsten in der Welt. Die Gestirne. Die Stellung zur Natur einerseits durch Klopstock und den „Bund“, andererseits durch Rousseau bestimmt. Diese Welt die beste aller Welten. Die Natur als Mutter, die jegliches Wesen mit gleicher Liebe umfängt. Forderung, daß die Natur rein und unverfälscht sei, nicht erst durch des Menschen Hand zurechtgestutzt. Begeisterung für die englischen Parkanlagen. Sehnsucht nach dem Lande, wo allein Frieden und Ruhe zu finden ist. Haß gegen die Stadt und ihre faden Vergnügungen. Wie bei Rousseau Vorliebe für das Wasser und für wilde, romantisch-schauerliche Landschaften. Seine Stellung zu den Jahres- und Tageszeiten; die Natur ist ihm vor allem in den Übergängen des Sanges wert. In seinen Dichtungen begegnen uns die gleichen Tiere, Vögel, Pflanzen wie bei den Göttingern. Hervortreten starker nationaler und antityrannischer Tendenzen nur in der ersten Zeit. In der Zeichnung der Geliebten namentlich von den Dichtern des „Hains“ und Petrarka abhängig. Ansätze des Elfenkults schon bei Hölty.

Die Einflüsse der englischen Literatur: Frau Rowe, Young, Pope („The dying Christian to his Soul“, „Eloisa to Abelard“); Thomson, Goldsmith; Thomas Gray („On a distant Prospect of Eton College“, „Elegy, written in a Country-Churchyard“); Ossian.

Die Einflüsse der lateinischen Literatur: Catull, Horaz.

Teil III. Metrik.

Die meisten Versmaße von den Göttingern übernommen. Durch die Reinheit des Reims und die Vollendung der Form übertrifft er in den Gedichten aus der Blütezeit seine Vorbilder. Unter den antiken Strophen bevorzugt er die sapphische, in seiner letzten Schaffensperiode auch das Distichon, das durch Reichtum an Daktylen bemerkenswert ist. Ablehnung der romanischen Strophenformen. In den späteren Gedichten nimmt die Reinheit des Reimes zu, doch tritt ein Haschen nach auffälligen Reimen zutage.

Teil IV. Sprache und Stil.

Die Abhängigkeit von Klopstock und den Göttingern zeigt sich namentlich in der Bildung der Kompositionen, in der nüanzierten Affektsprache, dem häufigen transitiven Gebrauch von ge-

wöhnlich intransitiven Verben und in der Anwendung des verstärkenden Komparativs. Die bei Klopstock beliebten stilistischen Figuren begegnen uns bei Matthisson wieder: Chiasmus, anaphorischer Parallelismus, lyrische Wiederholungen u. s. w. Die Sprache unseres Dichters bezaubert oft durch ihre Klangfülle, aber sie ist zu gleichmäßig schön; es fehlen ihr die Akzente, die das Besondere aus der Masse herausheben. In den späteren Poesien wurde sie überladen und schwülstig.

Lebenslauf.

Als Sohn des 1894 verstorbenen Geheimen Hofrats im Auswärtigen Amt Robert Bölsing und seiner Gattin Emilie, geb. Lutter, wurde ich in Berlin am 5. August 1885 geboren und im evangelischen Bekenntnis erzogen. Seit Ostern 1895 besuchte ich das Falk-Realgymnasium zu Berlin, das ich Ostern 1904 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Seitdem habe ich mich an der Berliner Universität dem Studium der Philosophie, Geschichte und Philologie, insbesondere der deutschen und lateinischen, gewidmet. Im April 1907 erwarb ich durch eine Ergänzungsprüfung am Kgl. Luisen-Gymnasium zu Berlin das humanistische Reifezeugnis.

Vorlesungen habe ich gehört bei den Herren Professoren und Dozenten: Erich Schmidt, Roethe, Heusler, Roediger, R. M. Meyer, Baesecke; Schäfer, Hans Delbrück, Eduard Meyer, Sternfeld, Hintze; E. Norden, Helm, M. Schmidt, Rothstein, Imelmann; Riehl, Dessoir, Simmel; Brandl, Neuhaus, Münch, Harnack, A. Wagner.

Zu ihren Übungen gewährten mir Zutritt die Herren Professoren und Dozenten: Erich Schmidt, Roethe, Heusler, Roediger; Schäfer; Neuhaus; Dessoir.

Ich war zwei Semester Mitglied der mittelalterlichen Abteilung des historischen Seminars unter Professor D. Schäfer und drei Semester ordentliches Mitglied des germanischen Seminars.

Zahlreiche wissenschaftliche Anregungen verdanke ich vielen meiner Lehrer, namentlich den Herren Professoren Erich Schmidt, Roethe, Heusler und D. Schäfer; vor allem aber möchte ich auch an dieser Stelle Herrn Professor Erich Schmidt von ganzem Herzen meinen aufrichtigsten Dank aussprechen für das Interesse und die reiche Förderung, die er meiner Arbeit zuteil werden ließ, und für das besondere Wohlwollen, das er mir stets entgegenbrachte.

Die mündliche Prüfung bestand ich am 24. Februar 1910.

3 0112 062041931

UNIVERSITY OF
ILLINOIS - URBANA
BOOKSTACKS